Schach-Humoresken



von A. Aschariu.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1894.

Schach-Humoresken



von A. Ascharin.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1894.

Дозволено цензурою. Рига, 9-го Ноября 1894 г.

An Fritz Amelung.

Gedenkst Du noch, wie wir so manche Nacht,
Da Alles schwieg, in süßen Schlaf versunken,
Am Brett bis an das Morgenroth durchwacht,
Vom Geist des königlichen Spieles trunken?

Wir geizten nicht nach kühner Ruhmesthat,
Wir kämpften nicht den Kampf, um nur zu siegen, —
Dem Genius auf eng verschlung'nem Pfad
Zu spüren nach, war köstliches Genügen.

Der Abend naht, nicht fern mehr ist das Ziel,
Zu dem uns wegemüd' die Füße tragen;
Noch immer übt das wunderbare Spiel
Auf uns den Zauber, wie in jungen Tagen.

Und wie die Sonne aus dem Himmelsthor
Im Scheiden sendet ros'gen Lichtes Wellen,
So grüßt Dich, Freund, mit Lächeln der Humor, —
O schilt ihn nicht ob seiner Kappe Schellen!

Eddara im Juli 1894.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorwort

Aus meinen Schach-Lehrjahren I. 1

Aus meinen Schach-Lehrjahren II. 7

Aus meinen Schach-Lehrjahren III. 16

Aus meinen Schach-Lehrjahren IV. 28

Meine erste und letzte Schachaufgabe 34

Ein Schach-Bauernfänger 39

Schach-Originale I. 47

Schach-Originale II. Der Schach-Professor 54

Schach-Originale III. Onkel Pascha 61

Schach-Originale IV. Der Backfisch. 66

Wie ich das Blindspiel erlernte 71

Skizzen aus dem Schach-Leben I. 77

Skizzen aus dem Schach-Leben II. 82

Skizzen aus dem Schach-Leben III. 86

Skizzen aus dem Schach-Leben IV. 94

Skizzen aus dem Schach-Leben V. 98

Skizzen aus dem Schach-Leben VI. Schachspieler oder nicht? 103

Der Schachfluch 110

Listen und Finten 116

Unarten der Schachspieler 121

Vom Wesen des Schachspieles 131

Der Schachbummler 134

Schachliche Plauderei 140

Der Schachsparren 144

Die unvergleichliche Partie 149
Die Zerstreutheit 153
Caïssa, Amor und Bachus 159
Der Schachgigerl 166
Der Schachclub 171
Eine Partie mit Redensarten 190
Goldenes A-B-C für artige Schachkinder 195

Vorwort.

Das vorliegende Büchlein verdankt seine Entstehung größtentheils den Schachplaudereien, welche in den Jahren 1891—94 im Feuilleton des „Rigaer Tageblatt" erschienen. Da sie selbst in Nichtschachkreisen beifällige Aufnahme fanden, sah ich mich veranlaßt, dieselben gesammelt und durch noch ungedruckte Skizzen vermehrt in Buchform zu veröffentlichen. Obwohl einige der „Schachhumoresken" ein ernsteres Gepräge tragen, als der Titel verspricht, glaubte ich sie in die Schaar ihrer übermüthigen Schwestern einreihen zu dürfen, stimmen sie doch mit dem Grundton des königlichen Spieles, das von Manchen zu ernst für ein Spiel gehalten wird, überein. Wenn mein Büchlein dem Leser eine müssige Stunde angenehm vertreiben hilft, so ist der Zweck erreicht, der es in's Leben rief.

Der Verfasser.

Aus meinen Schach-Lehrjahren.

I.

„Der Lenz hatte sich seit der bedeutsamen Stunde meiner Geburt zum dreizehnten Male erneuert, als ich klopfenden Herzens den Tempel Caïssas betrat.“ Etwa so würde sich mein vortrefflicher Freund Wilkins Micawber*) über dieses denkwürdige Ereigniß verlautbaren lassen, wäre er an meiner Stelle. Unfähig, den kühnen Gedankenflug und die glänzende Beredtsamkeit dieses großen Mannes nachzuahmen, begnüge ich mich, in der mir geläufigen trockenen Prosa zu bemerken, daß ich das hoffnungsvolle Alter der Bengeljahre erreicht hatte, als ich das Schachspiel kennen lernte. Mit einem Schulkameraden, dem Sohne eines Gastwirthes, hatte ich ein unzerreißbares Freundschaftsbündniß geschlossen, welches um so fester war, als es

*) „David Copperfield“ von Charles Dickens.

zur Basis den gemeinschaftlichen Nutzen hatte und das ganze Gebiet vom Frühstücksbutterbrod und dem Taschengelde bis zu den griechischen Exercitien und der Abwehr roher Gewalt seitens raufluſtiger Mitschüler umfaßte. Die größere Freiheit, welche wir Knaben bei W's genossen, sowie die Anziehung, welche das Billard nnd die Kegelbahn auf uns ausübten, bestimmte uns, die gemeinschaftlichen Schularbeiten daselbst zu machen. Der Vater meines Freundes war allerdings wenig damit zufrieden, daß wir unsere Mußestunden dazu benutzten, die Kegel zu zerklopfen und Löcher in's Billardtuch zu reißen. Es gab daher manchen Verdruß, und der Kopf wurde uns häufiger gewaschen, als uns lieb war. Als wir uns wieder einmal ob der erhaltenen Strafpredigt hinter den Ohren kratzten, meinte mein Freund: „Der Alte" — darunter verstand der liebevolle Sprößling seinen Vater — „der Alte ist heute so mürrisch, weil er sein dummes Schach nicht spielen kann." Ich erfuhr, daß „der Alte" gewohnt war, alltäglich sein Partiechen zu machen; und da er, seiner großen Corpulenz wegen, die ihm das Gehen sauer machte, sich fast gar nicht vom Hause rührte, besuchte ihn jeden Abend ein ebenso eifriger „Schächer", als er selbst war. Blieb der Gegner einmal aus, was selten genug geschah, so äußerte sich das beim „Alten" durch üble Laune, große Reizbarkeit und scharfen Ausguck auf Kegelbahn und Billard. „Mußte nur," fuhr mein Kamerad mit einem Seufzer

fort, „der Dünne — das war der strikende Gegner des „Alten" — gerade heute krank werden, wo das Billard frei ist und wir so schön darauf herumballern könnten! Wenn er mich nur nicht rufen läßt um mich am langweiligen Schachbrett zu quälen! Wollen wir lieber ausreißen, so lange es noch Zeit ist! Aber es war bereits zu spät, denn eben trat das Dienstmädchen mit der Weisung ein, der Papa habe nach dem „Junghern" geschickt. Trübselig trennten wir uns.

Dieser Vorfall brachte mich zum Nachdenken. Ich hatte einige Fertigkeit im Damspiel; sollte ich es nicht auch mit dem Schach versuchen? Ich theilte W. meinen Wunsch mit, der, von Widerwillen gegen das Spiel erfüllt, es vergebens als überaus schwierig und „zum Sterben langweilig" schilderte. Die Schwierigkeit schreckte mich nicht, und betreffs des „langweilig" hatte ich meinen Zweifel, denn Freund W. fand auch das Damspiel, welches mir so viel Genuß bereitete, nicht eben kurzweilig. Ich drang so lange in ihn, bis er sich dazu entschloß, mich in die Mysterien der vierundsechzig Felder einzuweihen, wobei mir nicht wenig die Vorstellung half, daß ich ihn hinfort als Schachopfer des „Alten" ablösen könne, was wiederum selbigen weicher stimmen und unsere Perspectiva auf Billard und Kegelbahn erweitern müsse. Kaum fühlte ich mich stärker als mein Lehrer, was bei der schauderösen Stümperhaftigkeit, mit der er das edle

Spiel behandelte, nicht schwer war, so brannte ich nach einer Gelegenheit, meine Kräfte an dem „Alten" zu messen. Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten, und ich hatte die Ehre, in sein Allerheiligstes gerufen zu werden. Er saß bereits hinter dem Schachbrett in einem wahren Leviathan von Lehnsessel, den er aber so vollständig ausfüllte, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, man müsse ihn gewaltsam hineingepreßt haben. So freigebig die Natur betreffs seines Umfanges gewesen war, so sehr hatte sie, wie aus Reue über ihre Verschwendung, bei ihm an Länge gespart und vor Allem den Hals stiefmütterlich bedacht. Ja, ich war lange im Zweifel, ob er überhaupt dies nützliche Glied des menschlichen Körpers besaß, zumal das tief herabhängende Doppelkinn von vorn jede Aussicht benahm. Der große Kopf war mit kurz verschnittenem, borstengleich in die Höhe starrendem Haar von Pfeffer- und Salzfarbe bedeckt, die kleinen grauen Augen blickten mich hinter den großen Brillengläsern scharf an, als wollten sie mich auf meine schachliche Capacität hin prüfen. Der „Alte" begann das Spiel mit einem Doppelzuge; den Einzelzug verwarf er als eine ungerechtfertigte Neuerung, „denn," eiferte er, — „wo bleibt der Vortheil des Anziehenden?" Die Hauptwaffe des „Alten" waren die Springer, mit denen er in einer wahrhaft beängstigenden Weise herumhopste. Wie oft ich meine Dame durch ein schreckliches

„Schach König und Königin!“ einbüßte, mag der Himmel wissen. Meine Taktik ging daher bald dahin, diese gefährliche Waffe meines Gegners so bald als möglich aus der Welt zu schaffen, und ich ruhte nicht eher, als mir dies, wenn auch durch namhafte Opfer, gelang. Als die Sitzung zu Ende war, hatten wir — im Verlaufe von zwei Stunden — acht Partien gemacht, fürwahr ein respectables Resultat. Der „Alte“ spielte mit einer Vehemenz, wie ich sie bei keinem Anderen erlebt habe, und litt auch nicht, daß sein Gegner lange nachdachte. Sein Vernunftschluß, mit welchem er den Säumigen anzuspornen pflegte, war: „Was hilft's Nachdenken? Kommst Du mir nicht so, so komm' ich Dir anders“, oder „was sitzest Du über den Eiern, Du brütest doch keine Küken aus!“ — Ermahnungen, die selten verfehlten, mich zu einem kurzen, verzweifelten Entschluß zu treiben. Seine eigenen Züge begleitete er mit manchem ergötzlichen Sprüchlein: Nahm er einen Bauer, so rief er: „Is, was is, das Herz freut sich doch!“; schlug er einen Offizier mit Gewinn, so summte er aergnügt: „Hau ihn todt, Paterjot, mit der Krücke in's Genicke!“ Hielt er es unvortheilhaft, einen Stein zu schlagen, der sich ihm darbot, so brummte er: „Käs' und Brod, dat will ick nich, Meester gieb mir Worscht!“ Rochirte er, so ging „Karline hinter die Gardine“; saß er in der Patsche, so rief er kläglich: „Pisemeier, dat is Bosheit“! In der ersten Zeit

bis ich mich allmälig daran gewöhnte, wirkte die Unmenge Schnupftabak, welche er während des Spieles aus einer in Silber gefaßten Muscheldose zu sich nahm, wahrhaft betäubend auf mich. Diese Erfrischung kam nicht allein seiner Nase zu gut, deren Größe in gar keinem Verhältniß zu der von ihr consumirten Dosis Schnupftabak zu stehen schien, sondern auch Allem, was in der Nähe war. Zum Ende der Schlacht war das Schachbrett jedes Mal mit Tabakskörnchen übersäet, und wenn man sie zusammengefegt hätte, es wäre eine stattliche Prise daraus geworden. Wie viel Mal ich im Laufe dieser zwei Stunden niesen mußte, vermag ich nicht mehr zu sagen; doch vergoß ich dabei gewiß mehr Thränen, als sonst während eines ganzen Jahres. Ich konnte mich in der Folge des Verdachtes nicht erwehren, daß der „Alte" sich völlig bewußt war, welche Dienste ihm der Schnupftabak leistete und um so weniger damit kargte. Da er nichts vorgab und keine Zeit zu gründlicher Ueberlegung ließ, so hatte ich in den ersten zwei Jahren — wir spielten mehrmals in der Woche miteinander — der Siege gar wenige zu verzeichnen. Das wurmte mich nun sehr und ich gab mir alle Mühe, mich durch Kämpfe mit einigen schachkundigen Schulkameraden zu stählen. Erst im dritten Jahre gewann ich über den „Alten" die Oberhand, und die rücksichtsloseste Verschwendung von Spaniol schützte ihn nicht mehr vor häufigen Niederlagen.

Um diese Zeit wurde ich mit der Theorie des Schachspiels bekannt: ich studirte eifrig die in der Leipziger Illustrirten abgedruckten Partien. Ein stark mitgenommenes Exemplar von Koch's Lehrbuch des Schachspiels, welches ich zufällig auf dem Trödelmarkt erstand, wurde mir zum ersten Wegweiser durch das Labyrinth der Eröffnungen. Während ich solchergestalt der Schachwissenschaft oblag, ereignete sich ein Vorfall, an den ich nicht ohne ein Lächeln zurückdenken kann.

Aus meinen Schach-Lehrjahren.

II.

Unter meinen Schulkameraden im Gymnasium zu D. theilte einer, Namens C., meine Leidenschaft für das königliche Spiel, und wir benutzten jede Freistunde, um uns praktisch oder durch die Analyse von Partien zu üben, die wir auswendig lernten, um sie dann aus dem Gedächtniß, natürlich auf dem Brett, nachzuspielen. Für unseren Eifer genügte es aber nicht, zu Hause Schach zu spielen; es gab einige Lehrstunden, die uns extra dazu geschaffen schienen, sie durch ein Partiechen schmackhafter zu machen. Da mein Gesinnungsgenosse zum Glück neben mir saß, ließ sich in der Zeichenstunde — der Lehrer war sehr kurzsichtig und verließ aus Bequemlichkeit selten das

Katheder — ganz gut auf einem mäßig großen Brette ein Gang machen. Das ging nun eine Zeit lang ganz vortrefflich, bis sich das Sprichwort von dem Krug, der nach Wasser geht, bewahrheitete. Wir wurden auf frischer That ertappt, das Schachspiel erlitt das Schicksal der Confiscation, und uns sollten ein paar Stunden Carcer veranlassen, über die Größe unseres Verbrechens Betrachtungen anzustellen. Nachdem wir aber einmal von der verbotenen Frucht genascht hatten, hielt uns der erlittene Unfall nicht ab, einen neuen Versuch zu machen, die Wachsamkeit des Präceptors zu täuschen. Diesmal sollte es schlauer angefangen werden. Für unser Taschengeld, das wir mit einer alle Obsthökerinnen und Kuchenfrauen in Erstaunen setzenden Enthaltsamkeit im Laufe mehrerer Monate sparten, ließen wir uns ein zierliches Schachbrett von etwa sechs Centimeter im Quadrat mit entsprechenden Figürchen anfertigen und gaben uns dann nach so langem Fasten mit einem wahren Heißhunger dem Genuß hin, in den geheiligten Räumen der Klasse, Angesichts des Lehrers, zu „schachen". Lange glückte es uns. Wir wurden immer dreister und sorgloser, bis wir an eine Entdeckung nicht mehr dachten. „Doch mit des Geschickes Mächten ꝛc". Während wir nach vorn hin Wacht hielten, überraschte uns das Verderben, in Gestalt des spionirenden Inspectors, von hinten. O weh! auch dieses, mit so schweren Opfern erkaufte Schachspiel verfiel

den finsteren Mächten, und wir wanderten wieder, diesmal auf die doppelte Anzahl Stunden, in den Carcer. Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich unser. Was blieb uns jetzt noch übrig, die Zeichenstunde zu verkürzen, den trägen Lauf der griechischen Grammatikstunde zu beschleunigen? Da brachte mir eines Tages mein getreuer Pylades ein Zeitungsblatt, worin von den Heldenthaten Paul Morphy's berichtet wurde. Wir geriethen darüber in Feuer und Flammen. Vor Allem erregten seine Blindlingsproductionen unsere Bewunderung. Es erschien uns als etwas so Ungeheuerliches, eine Partie im Kopfe zu spielen, daß wir nicht begreifen konnten, wie er es mit acht gleichzeitigen zu Stande gebracht hatte. Wem nun zuerst der Gedanke kam, dem amerikanischen Meister nachzuahmen, weiß ich nicht, — kurz, wir beschlossen das Blindlingsspiel zu erlernen, wobei wir durchaus keinen Zweifel hegten, daß es uns gelingen werde, denn was Morphy konnte, warum sollten wir es nicht auch können? Und nun begannen die Uebungen, allein und zu Zweien, mit Hilfe des Brettes und ohne dasselbe, mit Aufzeichnung der Züge und ohne dies Hilfsmittel. In jeder Lage, bei jeder Beschäftigung, im Gehen und Stehen, Essen und Trinken, ja selbst im Schlafe wich mir das Schachbrett nicht aus dem Kopfe. So manche Nacht erwachte ich schweißtriefend, weil mir die feindliche Dame als Alp auf der Brust saß, oder ein tückischer Springer meinen armen König

über das ganze Brett hetzte, bis ihm die Luft ausging. Von ähnlichen Beängstigungen wußte mir mein Leidensgefährte zu erzählen. Daß unter solchen Umständen unsere Fortschritte in den Schulwissenschaften groß waren, wage ich nicht zu behaupten. Ich glaube, die Ermahnungen der Lehrer, den alten Adam der Trägheit abzuthun, seine fünf Sinne beisammen zu halten, und wie alle die Kraftsprüchlein hießen, welche wir damals häufiger als sonst zu hören bekamen, sind auf das unglückselige Blindspiel zurückzuführen. Unser Ehrgeiz, es Morphy gleichzuthun, veranlaßte uns sogar einen Weg einzuschlagen, der hinter der Schule vorbeiführte. Bei schönem Sommerwetter wanderten wir, während unsere Mitschüler, die Büchermappe unter dem Arm, dem Sitze der Gelehrsamkeit zustrebten, auf den Dom, wo wir uns bescheiden in den Trümmern der alten Kathedrale verbargen, um nur ungestört blind zu spielen. Daß wir eines Tages, von einem heftigen Platzregen überrascht, bis auf die Haut naß wurden, kühlte unseren Eifer nicht ab, und ich erinnere mich, daß wir, während es wie aus Eimern goß, ruhig unsere Partie fortsetzten, obgleich das morsche Holzdach des Verschlages, der uns barg, nicht verhinderte, daß uns der Regen an der Nasenspitze herabträufelte und in den Hals lief. Endlich, endlich krönte der Erfolg unser heißes Bemühen. Wir hatten es so weit gebracht, daß uns eine Blindlingspartie leidlich von statten ging. Jetzt

war die Zeit gekommen, wo wir uns für die Wegnahme unseres Handwerkzeuges rächen konnten. „Laß' sie doch dies Spiel confisciren!" meinte ein Mitverschworener mit einem behaglichen Grinsen, indem er dabei mit dem tintebeklexten Zeigefinger auf seinen struppigen Kopf tupfte. O weh! auch dieses Spiel hatte das Schicksal der früheren: es wurde confiscirt! Das Wie soll gleich erzählt werden.

Es war in der griechischen Grammatikstunde. Kaum hatten wir beide „Schächer" uns mit dem Lehrer, der durchaus wissen wollte, wie wir unsere Lection verstünden, leidlich abgefunden, so begannen wir, in der Ueberzeugung, daß wir für den Rest der Lehrstunde ungeschoren bleiben würden, ein Partiechen. Nach den einleitenden Zügen 1) e2—e4 e7—e5. 2) f2—f4 d7—d6. 3) Sg1—f3 Lc8—g4. 4) Lf1—c4 Sg8—f6. 5) f4×e5 d6×e5 war ich am Zuge. Ich grübelte über die Antwort. Da durchzuckte mich wie ein Blitz der Gedanke, daß das Opfer des Läufers ein ebenso hübscher wie vortheilhafter Zug sein würde. Glühend vor Aufregung, beugte ich mich zur Seite, um ihn meinem Nachbar zuzuflüstern, als ich vom Lehrer beim Namen gerufen wurde und etwas wie Aorist vernahm. Der luchsäugige Lehrer hatte wahrscheinlich aus meinem weltverlorenen Brüten geschlossen, daß ich wieder einmal nicht alle fünf Sinne bei einander hatte und mich mit der verzwickten Form eines griechischen

Verbums ad absurdum führen wollen. Die Antwort an meinen Schachgegner auf den Lippen, durch den plötzlichen Aufruf verwirrt, hätte ich nicht um eine Welt zurückzuhalten vermocht und platzte mit „Läufer c4 auf f7, Schach und nimmt“ heraus. Einen Augenblick herrschte Todtenstille. Das Unerwartete meiner Antwort versetzte Alle in ein sprachloses Erstaunen. Dann aber brach die ganze Klasse, welche von unserem lichtscheuen Treiben wußte, in ein Gröhlen und Johlen aus, daß die Scheiben klirrten. „Still! still da!“ schrie der Lehrer, ein etwas cholerischer Herr, um den Lärm zu übertönen, in der höchsten Fistel und stampfte dabei, kirschbraun vor Zorn, mit den Füßen. Nach und nach trat Ruhe ein, welche nur hier und da von einem kurzen Gemecker unterbochen wurde. „Also wieder spielt Ihr Schach?“ wandte sich der Erzürnte zu mir. „Heraus mit den Werkzeugen Eures sträflichen Muthwillens!“ „Wir haben kein Schachspiel,“ erwiderte ich. „Wa—a—a—s?! Du leugnest noch? Heraus damit, sage ich!“ Mein Freund und Leidensgefährte, an den dieser wiederholte Befehl, herauszurücken, ergangen war versicherte gleichfalls, daß wir nichts von den erwähnten Werkzeugen hätten. „Primus, ruf' den Calfactor!“ zeterte der Scholarch, welchen unser hartnäckiges Leugnen, wie er annahm, noch mehr erbitterte. Der Calfactor kam und mußte unsere Büchermappen untersuchen. Natürlich fand er nichts, und da der

Verdacht nahe lag, daß wir das corpus delicti weiter befördert hätten, wurde die Untersuchung bei den übrigen Schülern fortgesetzt. Die Gefühle, welche durch dieses Verfahren bei der Klasse erregt wurden, waren sehr heiterer Natur: gab es doch eine interessante Abwechselung, welche Niemand so zu schätzen weiß als ein Schüler in der Lehrstunde. Meine Empfindungen waren etwas gemischter Natur: so drohend auch im Hintergrunde der Carcer lauerte, es war doch gar schmeichelhaft, der Held dieser Tragikomödie zu sein. Schon hatte der Primus den Befehl erhalten, den Inspector herbeizuholen — die Scene sollte also wirklich zum Tribunal werden? — da ermannte ich mich Angesichts dieser Gefahr und sagte mit bescheidenem Stolze: „Verzeihung, Herr Oberlehrer, wir haben in der That Schach gespielt, aber ohne Schachbrett und Figuren, blindlings, im Kopfe." Der Gestrenge sah mich mit einem Blicke an, der den Verdacht ausdrückte, ich erlaube mir mit ihm einen unehrerbietigen Scherz. Er schüttelte den Kopf, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte: „Kennt man schon! Faule Fische!" worauf an den Primus der wiederholte Befehl erging, den Inspector herbeizuholen. In dieser Noth wurde ich ordentlich beredt und suchte ihm möglichst deutlich zu machen, daß ich die Wahrheit gesprochen hätte. Der Herr Oberlehrer, selbst Sonntagsjäger im Schach, konnte sich absolut nicht vorstellen, wie

man im Kopfe spielen könne, machte ihm doch die Partie am Brette schon genug Kopfbrechen. Und das sollten zwei dumme Jungen zu Wege bringen, die kaum ihr τύπτω zu conjugiren im Stande waren! Er schüttelte wieder den Kopf und brummte sein: „Kennt man schon! Faule Fische!“ Allein der Brustton der Ueberzeugung, welcher aus meinen Worten klang, die Bekräftigung, welche sie von Seiten meines Mitschuldigen fanden, endlich die Versicherung der übrigen Schüler, daß es sich so verhalte, wie ich betheuert hatte, verfehlten schließlich ihre Wirkung nicht. Die Wetterwolke auf dem Antlitz des Gestrengen verzog sich allmählich. Die Komik, welche in dem Umstande lag, daß ich selbst zum Verräther an unserem Wunder wie sicher geglaubten Schachgeheimniß geworden war, zwang ihn, so sehr er sich bemühte ernst zu bleiben, zum Lächeln, das von der ganzen Klasse mit einem behaglichen Schmunzeln erwidert wurde. „Hört mal!“ wandte er sich, sein Antlitz wieder in die ernsten Amtsfalten ziehend, an uns Uebelthäter. „In Anbetracht Eures freiwilligen Geständnisses und der Reue, die ihr an den Tag leget, — ich fühlte allerdings Reue, mich so dumm verschnappt zu haben — will ich diesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Doch müßt ihr mir das Wort geben, in meinen — und er betonte „meinen“ — Stunden nie wieder Schach zu spielen, weder sehend noch blind.“ Froh, so leichten Kaufes davon-

gekommen zu sein, gaben wir das verlangte Versprechen; und ich muß hier zu unserer Ehre bemerken, daß wir es auch hielten. Nicht einmal die Lösung einer Schachaufgabe erlaubten wir uns beim „Griechen". Unter der hellenischen Hegemonie ruhten unsere Waffen; aber wir hatten uns in keiner Weise für die übrigen Disciplinen verbindlich gemacht. Doch im Schicksalsbuche stand geschrieben, daß wir uns dieses Vorbehaltes wenig erfreuen sollten.

Der „Grieche" hatte aus der Schule geplaudert, wie wir bald Gelegenheit fanden, uns zu überzeugen. Wir wurden schärfer beobachtet, häufiger aufgerufen als jemals zuvor, und an ein gemüthliches Partiechen war nicht mehr zu denken. Wir ergaben uns nach einigen mißlungenen Versuchen die Wachsamkeit unserer Herren Lehrer zu täuschen seufzend in's Unvermeidliche und vergruben den Schachtomahawk. Nichtsdestoweniger standen wir fortwährend im Verdacht, unser lichtscheues Treiben fortzusetzen, und dieser Verdacht war bei einigen Lehrern zur fixen Idee geworden. Hatten wir einmal eine Frage überhört oder eine Erklärung nicht begriffen, gleich hieß es: „Spielet Ihr schon wieder Schach?" Dagegen half keine Versicherung der Unschuld. Und so ging es fort durch alle Klassen, bis wir das Gymnasium absolvirten, denn

„Alle Schuld rächt sich auf Erden."

Aus meinen Schach-Lehrjahren.

III.

Es war im dritten Jahre meines schachlichen Erdenwallens, als ich dem ersten starken Spieler begegnete. Alle meine früheren Gegner gehörten, wie ich selbst, der Kategorie harmloser Schachstümper an, welche Wilden gleichen, die mit Europäern Tauschhandel treiben. Für eine Glasscherbe geben sie eine kostbare Perle, für einen Hosenknopf aus Messing einen Goldklumpen hin. Die Artikel des Weltmarktes haben für sie noch keine festen Werthe; wie Kinder lassen sie sich von der Begehrlichkeit des Augenblickes leiten und haben nur den einen Gedanken, den erstrebten Gegenstand in ihren Besitz zu bringen. Nicht ohne Selbstbewußtsein ging ich in den Kampf, denn obwohl mir die Fama F. Amelung als einen gewaltigen Schachrecken geschildert hatte, so war auch ich mir zahlreicher Siege über den prieschenspendenden „Alten" und schachlustige Schulkameraden bewußt. Aber o weh; nur zu bald wurde es mir klar, daß die gegen den „Alten" erfolgreich geübte Taktik an dem neuen Gegner kläglich scheiterte. Was half es mir, daß ich ihm die Springer abfing, wenn er mich mit Königin, Thurm oder Läufer mat setzte? Während ich mich damit begnügte, ein paar Figuren, vor allen die Dame, in's Feld zu führen und mit ihnen zu operiren, schien in sämmtliche

Steine meines Gegners ein unheimliches Leben gefahren zu sein. Bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald im Centrum rückten sie vor und umschlossen meinen König, wie die Fäden eines Spinngewebes eine arme Fliege, bis er elendiglich matt gesetzt wurde. Kalter Schweiß trat auf meine Stirn; meiner erregten Einbildungskraft kam es vor, als grinsten mich die feindlichen Figuren höhnisch an und jedes Schach meines Gegners durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Nach einer verlorenen Partie bekam ich den Springer vor, dann den Thurm und endlich gar die Dame. Ich war moralisch so vernichtet, daß ich nicht den Stolz gefunden hätte, sämmtliche Figuren zurückzuweisen, falls sie mir angeboten wären. Wenn ich jetzt mit einem Lächeln auf dieses Erlebniß zurückblicke, so knüpfe ich daran zugleich eine Bemerkung, die so mancher Schachfreund an sich selbst erfahren hat und als wahr bestätigen kann: Das Bewußtsein gegnerischer Ueberlegenheit lähmt die eigenen Kräfte, und kommt dazu natürliche Schüchternheit oder nervöse Reizbarkeit, so läßt man sich fast widerstandslos hinschlachten.

Diese Niederlage wirkte auf mein Selbstbewußtsein als Schachkünstler gar entmuthigend, und es bedurfte vieler Triumphe über minder gewaltige Schachkämpen, um der Erinnerung an sie den Stachel zu nehmen.

Unter meinen Mitschülern gab es namentlich zwei,

welche gleich mir das Schachspiel leidenschaftlich liebten und jede freie Stunde am Brett verbrachten. Beide, mit großer natürlicher Begabung für das Schach, haben es zu einer bedeutenden Spielstärke gebracht. Während ich aber den einen von ihnen, F. Eisenschmidt, mit der Zeit überflügelte, blieb ich, während meiner Schüler- und Studienjahre, hinter dem anderen, H. Clemenz, um einiges zurück. Der Spieltypus des Letzteren, welcher seine Vorzüge und Schwächen hatte, bildete sich früh aus. Kaltblütig und umsichtig, jedes Mittel benutzend, welches zum Siege führte, jede noch so glänzende Combination, welche den sicheren Gewinn in Frage stellen konnte, zurückweisend, lenkte er die Partie. Von Natur speculativ angelegt, auch in der Erregung seine Selbstbeherrschung nicht verlierend, war er ebenso geschickt, durch das Labyrinth verwickelter Combinationen den rechten Weg zu finden, jede Blöße des Feindes zu benutzen und den errungenen Vortheil bis zum endlichen Siege auszunutzen, als er auch in der höchsten Bedrängniß Mittel und Wege zu finden wußte, den Widerstand zu verlängern und den Triumph des Gegners zu erschweren. Grobe Fehler, sogenannte Schachböcke, als etwa das Einstehenlassen einer Figur, kamen bei Clemenz so gut wie gar nicht vor. Davor schützte ihn schon die löbliche Gewohnheit, keinen Zug, er mochte noch so klar scheinen, ohne gehörige Ueberlegung zu thun.

Dagegen ich? Du lieber Gott! Wie viele so gut wie gewonnene Partien ich in meiner Hitze durch einen groben Schnitzer aus der Hand gegeben habe, mag Caïssa wissen. Hatte ich eine „glänzende" Combination gefaßt, und sie erschien mir nach oberflächlicher Ueberlegung vortheilhaft, da vermochte ich kaum den Zug des Gegners abzuwarten und stürzte mich voll wider Kampfeslust kopfüber in's Schlachtgewühl, während in einer Ecke meines muthigen Herzens eine Stimme flüsterte, daß das beabsichtigte Opfer nicht ganz koscher sei. Konnte ich auch mein Ziel erreichen, indem ich, wie verständige Menschen zu thun pflegen, durch die Thür ging, ich zog es dennoch vor zum Fenster hinauszuspringen, auf die Gefahr hin den Hals zu brechen. War es mir auch am Ende der Partie nicht gleich, ob ich sie gewonnen oder verloren hatte, in der Hitze des Kampfes dachte ich wenig daran. Wo es eine Attaque mit „genialen" Opfern gab, war ich bei der Hand; ob ich dabei auf die Kosten kam, machte mir wenig Kopfbrechen. Erhob der nüchterne Verstand gegen solchen genialischen Schwindel Einsprache, so beschwichtigte ich ihn mit der poetischen Sentenz: „Hast du nicht schön, hast du nur halb gesiegt."

Um in die „Husarenpartien", welche wir in endloser Zahl abschnurren ließen, eine Abwechselung zu bringen, spielten wir Matche um einen kleinen Einsatz, meist ein Schachbuch. In diesen Wettkämpfen

zog ich gewöhnlich den Kürzeren, und mehr als einmal mußte ich meine ganze Schachbibliothek, welche aus einem halben Dutzend Bände bestand, durch Leistung von Apfelsinen, Kuchen, Pfeffernüssen und anderen Leckereien aus der Kriegsgefangenschaft loskaufen, in welche sie durch meine Niederlagen gerathen war. Daß wir der immerhin einförmigen Holzereien unter einander mit der Zeit überdrüssig wurden, kann man uns nicht verübeln. So spähten wir denn eifrig aus, ob wir nicht einen anderen Gegner ergatterten.

Damals lebte in D. ein alter Herr, Namens Korolkiewicz, dessen Leidenschaft für das Schachspiel stadtbekannt war. Er gehörte zu jenen Originalen, welche leider mehr und mehr aussterben, weil sie in dem Alles nivellirenden Treiben der Gegenwart voll Hast und Unruhe weder den Boden noch sonstige Bedingungen für ihr Gedeihen finden. F. Amelung, welcher zu ihm in nähere Beziehungen trat, schildert ihn mit ebenso gutem Humor wie lebenswahr.*) „Er hatte sein Leben in Abschnitte zu sieben Jahren eingetheilt, jeden Tag aber auch in ängstlich beobachtete regelmäßige Stunden, wobei er seinem Lebensberuf in treuester Pflichterfüllung nachkam. Er war ein gesuchter und beschäftigter Agent mehrerer Versicherungs-Gesellschaften und als ein allgemein geachteter Bürger der Stadt D. wie als Original Feder-

*) „Nordische Rundschau". October 1885.

mann bekannt. Wenn er ging und selbst wenn er schlief, mußte er stets seine silberne Schnupftabaksdose bei sich haben; auf Reisen nahm er eine volle Flasche des besten Schnupftabaks und eine Schachtel guter Tonkabohnen mit sich. Und auf dem Schürzenleder seiner Equipage hielt er eine Anzahl kleiner Steinchen bereit, um den Angriff und das Gekläff der fatalen Dorfhunde abzuwehren und fernzuhalten. Spielte er Billard, so stand er mit dem Queue in der Hand wie ein Ritter mit der erhobenen Lanze eine ganze Zeit lang da und zielte, bis er endlich zustieß und — meist um einen Fuß weit den auf's Korn genommenen gelben Ball, welcher zwölf Points zählte, verfehlte, worauf er dann gewöhnlich ausrief: „Zu zart! Zu zart gespielt!"

„Auch beim Schachspiel dachte er mitunter übermäßig lange nach, machte dabei freilich niemals ganz plumpe, grobe Versehen. Von Figur klein und zierlich, kleidete er sich auf das Sorgfältigste und trug altmodische Jabots, auch frisirte er sich täglich und pflegte die Enden seines blonden Schnurrbärtchens zwischen den Fingern zu drehen. Es machte ihm Freude, wenn ein Student zu ihm sagte: „Herr K., Ihr Schnurrbart ist ganz à la Schleiden!" Denn er war fortschrittlich gesinnt und gehörte seiner Richtung nach zu den rationalistischen Anhängern des Professors Schleiden, welcher im Jahre 1862 und 1863 die D . . . . .er Theologen durch seine reli-

giös-freisinnigen Vorträge gegen sich in Harnisch brachte."

Clemenz und ich, beide wohlbestallte Tertianer, beschlossen, dem würdigen Herrn einen Besuch zu machen in der Voraussetzung, daß es ihm ebenso viel Genuß bereiten müsse sich mit zwei solchen Recken im Schachkampfe zu messen, als wir uns von einem Waffengange mit ihm versprachen. An einem Sommernachmittag standen wir vor seiner Thür und zogen etwas zaghaft am Klingelgriff. Alles still. Wir warteten geduldig einige Minuten und wiederholten dann den Versuch, uns bemerklich zu machen. Allein es blieb stumm und still wie zuvor. „Sollte er nicht zu Hause sein?" brummte mein Gefährte; „oder hat er sich die Ohren mit Watte verstopft?" Und damit zerrte er mit aller Kraft am Klingelgriff. Da erhob die Thürglocke, welche auf das zweimalige schüchterne Zupfen gar nicht reagirt hatte, ein so durchdringendes Gewimmer, daß wir uns erschrocken ansahen. „Da haben wir was Schönes angerichtet!" flüsterte ich ängstlich. „Ach was!" brummte mein Schicksalsgenosse. „Wenn er nicht todt ist, wird er uns jetzt wohl hören müssen." Wir vernahmen schlürfende Schritte. Die Thür wurde geöffnet, und vor uns stand, einen Staubwedel in der Hand, eine mürrisch aussehende Matrone. Mit keifender Stimme sprudelte sie uns eine stattliche Phalanx von Scheltworten entgegen: ob wir die Klingel abzureißen gedächten;

welcher anständige Mensch auf solche Weise Einlaß begehre; was wir hier zu suchen hätten u. s. w. Als sie endlich innehielt, um Athem zu schöpfen, benutzten wir die Pause, um der furchtbaren Wächterin des Heiligthums bescheiden unser Anliegen vorzutragen. „Der Herr hält sein Nachmittagsschläfchen, wenn er nicht durch dies unverschämte Geklingel aufgeweckt worden ist, und wird sich durch ein Paar naseweiser Jungen nicht stören lassen," belferte die erzürnte Alte und war im Begriff, uns die Thür vor der Nase zuzuwerfen, als wir eine entfernte Stimme vernahmen. „Wer ist da, Kathrine?" „Ach, ein Paar Buben, Herr, welche um ein Haar die Klingel abgerissen hätten!" „Wollen sie zu mir?" „Ja, aber. . ." „So lass' sie ein!" Der Cherub mit dem Flammenschwerte wich zur Seite, und wir betraten klopfenden Herzens die Vorhalle des Paradieses, welche sich als ein halbdunkler, verschlagähnlicher Raum auswies. Aus demselben gelangten wir in ein mäßig großes Gemach. Da Niemand darin war, so hatten wir Muße, es in Augenschein zu nehmen. Vor Allem fiel uns der mit einer Marmorplatte gedeckte große Schachtisch mit den mathematischen Figuren auf, welche uns vom Hörensagen bekannt waren. Diese Steine waren eine Erfindung von Korolkiewicz selbst. Sie bestanden aus Elfenbein und Ebenholz und waren von der Höhe gewöhnlicher Damspiel-Steine. Der Bauer stellte ein Dreieck vor, der Thurm

ein Viereck, der Springer einen Kreis, der Läufer hatte die Gestalt eines Kreuzes, die Königin die Gestalt eines achtzackigen Sternes, und der König endlich war ein regelmäßiges Achteck. Die Formen der Figuren deuteten sehr geistreich auf ihre Gangweise hin; so z. B. war der Bauer ein Dreieck, weil er geradeaus geht und zu beiden Seiten hin schlägt; der Läufer ein Kreuz, weil er von einem bestimmten Punkte aus kreuzweise die Diagonale beherrscht; der Thurm ein Viereck, weil er die Felderreihen im rechten Winkel bestreicht; die Königin ein achtzackiger Stern, weil sie in ihrer Gangart eine Combination von Thurm und Läufer ist; der Springer ein Kreis, weil seine sämmtlichen, von einem Punkte aus möglichen Züge in der Peripherie eines Kreises liegen; der König endlich ein regelmäßiges Achteck, weil er von seinem Felde aus die zunächst um ihn liegenden acht Felder beherrscht. Diese Erfindung, welche von Heydebrandt van der Lasa in der „Deutschen Schachzeitung" einer lobenden Besprechung gewürdigt ist, hatte nach der Versicherung des Erfinders selbst den Zweck, das lästige Schattenwerfen, welches bei gewöhnlichen Figuren allerdings störend sein kann, zu vermeiden. Doch haben die mathematischen Figuren, meines Wissens, keinen Eingang in die Schachwelt gefunden. Die eine Längewand des Zimmers nahm ein großer Bücherschrank ein, hinter dessen Glasscheiben wir eine stattliche Anzahl sauber

gebundener Druckwerke bemerkten. Neben dem Bücherrepositorium hing an der Wand ein Stück grünen Tuches von der Größe einer Wandtafel, wie sie in Schulen gebräuchlich ist. Auf diesem Tuche waren mit Kreide in schöner Fracturschrift einige mathematische Formeln, eine Schachaufgabe und das Tagesdatum verzeichnet. Die übrige Einrichtung des Gemaches war eine bürgerlich einfache, wenngleich äußerst saubere. Wir waren noch beschäftigt, diese Eindrücke in uns aufzunehmen, als der Hausherr selbst eintrat und mit großer Höflichkeit fragte, was zu unseren Diensten stehe. Wir stotterten unser Anliegen hervor. „Also die Herren sind irrende Schachritter?" sagte er lächelnd. „Nun, so wollen wir eine Lanze brechen! Wem beliebt es, der Erste zu sein?" Mein Schicksalsgefährte, der wohl glauben mochte, daß es besser für ihn sei, wenn ich den ersten Sturm auszuhalten hätte, schob mich vor, — und einen Augenblick nachher saß ich am Schachtisch. War es nun die fremde, ungewohnte Form der Schachfiguren oder spielte mir die Verwirrung, welche sich meiner bei der ersten Begegnung mit Fremden zu bemächtigen pflegte, wieder einen Streich, — kurz, ich ließ eine Figur im Schlage stehen und wurde gar unversehens matt. Die zweite Partie hingegen führte ich glücklicher und zum siegreichen Schluß. Der liebenswürdige Wirth sagte mir einige ermunternde Worte über meine Spielstärke, wobei er indeß nicht vergaß, hinzuzufügen, daß er

die zweite Partie weggeworfen habe. „Wenn ich", führte er aus, „auf Ihre Drohung mit der Gabel mit dem Springer Schach geboten hätte, wäre das Resultat der Partie ein anderes gewesen". Jetzt kam Clemenz an die Reihe, und der Unhöfliche nahm unserem liebenswürdigen Wirthe, der uns mit Kaffee und süßem Gebäck regalirte, beide Partien ab. Die üblen Folgen dieser Rücksichtslosigkeit blieben nicht aus. Das Gesicht des alten Herrn wurde länger und länger, sein Wesen zugeknöpfter, und als er sich nach dem Schluß der letzten Partie erhob, murmelte er etwas von Kopfweh und Schusterpartien. Wir empfahlen uns mit einem höflichen Kratzfuß, den er mit einer artigen, wenn auch etwas steifen Verbeugung erwiderte. Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Mein junger Freund, ich habe bei Ihnen ein hübsches Schachtalent wahrgenommen, und es soll mir ein Vergnügen sein, selbiges zu fördern und zu entwickeln. Besuchen Sie mich übermorgen um dieselbe Zeit wie heute. Mein Genosse erhielt zu seinem Verdruß keine Einladung. Er bedauerte es besonders der vielen Schachbücher wegen, die wir im Glasschrank bemerkt hatten. „Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß der alte Narr so eitel ist, mir wäre es nicht darauf angekommen, am Schäfer- oder Narrenmatt abzufahren," brummte er mißvergnügt. Erst in der Folge gelang es mir, den alten Herrn milder gegen meinen Schachkumpan zu stimmen, und

er wurde wieder in Gnaden aufgenommen, benahm sich fortan auch politischer. Was wir ersehnt hatten, ward uns jetzt zu Theil. Der alte Herr lieh uns seine Schachbücher zum Gebrauch, freilich nicht ohne uns jedes Mal einzuschärfen, daß wir das empfangene Exemplar ohne Klexe und Eselsohren zurückzuliefern hätten. Vor Allem aber interessirte uns ein Manuscript in zwei äußerst sauber geschriebenen und mit Diagrammen versehenen Bänden, welches betitelt war: „Das Wissenswürdigste und Interessanteste aus der Schachliteratur. Zum eigenen Gebrauch gesammelt." Sämmtliche Aufzeichnungen rührten von der Hand des alten Herrn Korolkiewicz her. Auf dieses Schachelaborat hielt er große Stücke und maß ihm eine große Wichtigkeit für die gesammte Schachtheorie bei. Vergebens bettelten wir darum, es mit nach Hause nehmen zu dürfen. Er schlug unsere Bitte rundweg ab. „Hier, so viel Sie lesen wollen, aber nach Hause, nein, das kann nie geschehen! Bedenken Sie nur, wenn es durch einen unglücklichen Zufall verloren ginge, — und man weiß, wie die Herren Schüler mit Büchern umzugehen pflegen — wer könnte den Verlust ersetzen?" So viel wir aber an Ort und Stelle constatiren konnten, war es ein compilatorisches Werk mit theoretischen Auszügen aus verschiedenen Lehrbüchern und gespielten Partien aus der Schachzeitung.

Unser würdiger alter Schachfreund hatte einen

beklagenswerthen Tod. Nachdem er sich hochbetagt in den Ruhestand zurückgezogen, wurde er in Mitau, seinem damaligen Wohnorte, von seinem Diener aus Habsucht ermordet.

Aus meinen Schach-Lehrjahren.

IV.

Als ich bereits eine respectable Schachstärke erreicht hatte, war mein ständiger Gegner, mit dem ich eine große Anzahl Partien wechselte, der stud. jur. Vogt. Einige von ihnen wurden in der „Deutschen Schachzeitung" vom Jahre 1866 veröffentlicht. Wir spielten ziemlich gleich, doch war ein kleines Uebergewicht auf seiner Seite zu bemerken. Vogt war unstreitig ein sehr begabter Schachspieler, der es weit gebracht hätte, wäre er nicht kurz nach dem Abgange von der Universität gestorben.

Zum Schluß meiner D. . . . .er Erinnerungen muß ich noch zweier Originale Erwähnung thun.

Welchem D . . . . .enser der sechziger, siebziger Jahre ist der Pastor emer. K. unbekannt? Ein geistreicher Kopf mit schöner musikalischer Begabung, wäre er überall ein gern gesehener Gast gewesen, hätte sein excentrisches, zu bizarren Sprüngen geneigtes Wesen nicht Manchen vom näheren Umgange mit ihm

abgeschreckt. Ein rüstiger Fußgänger, pflegte er bei jeder Witterung große Touren in die Umgegend zu machen, oder die Straßen der Stadt selbst zu durchwandern. Hörte er in einem Hause fertig Clavier spielen oder singen, so klopfte er ohne Weiteres an, oder trat, wenn er die Hausthür unverschlossen fand, unangemeldet ein und bat den Herrn oder die Dame, in ihrer musikalischen Production fortzufahren, setzte sich wohl auch selbst an's Instrument und spielte oder begleitete den Gesang. Ebenso plötzlich, wie er gekommen, nahm er dann Abschied und setzte seinen Spaziergang fort. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte das Schachspiel. Jedoch blieb er, trotz seiner allgemeinen geistigen Begabung. in diesem Spiele stets ein Stümper. Ich hatte seine Bekanntschaft im neugegründeten D . . . . .er Schachclub gemacht, als mich nachher der Zufall wieder mit ihm zusammenführte. Eines Abends — es war im Herbst — saß ich in meinem Stübchen und war damit beschäftigt, mein frugales Abendbrod zu verzehren. Plötzlich hörte ich auf der engen hölzernen Treppe, die zu meinem und einigen anderen Studentenquartieren führte, Jemand stolpernd emporklettern. Ich achtete wenig darauf, denn da auf dieser Hühnerstiege eine egyptische Finsterniß herrschte, wäre es selbst für die Hausbewohner ein Kunststück gewesen, die wackeligen Stufen ohne Gepolter heranzuklimmen. Meine Aufmerksamkeit wurde aber von

neuem geweckt, als ich vom Bodenraume aus einen Lärm vernahm, der an das Klirren von zerbrochenen Fensterscheiben erinnerte. Anfangs glaubte ich, der galante Kater meiner Hauswirthin habe im Uebermaß romantischer Gefühle die gewöhnliche Vorsicht vergessen und die zerbrochene Scheibe auf seinem Gewissen. Da vernahm ich aus derselben Richtung her unterdrückte Ausrufe, die nicht wie Segenswünsche klangen. Eiligst ergriff ich ein Licht, leuchtete durch die niedrige Thür, welche von der Treppe geradeaus auf den Bodenraum führte, und fragte, wer da sei. „Lobe den Herrn meine Seele“! vernahm ich eine Stimme, die mir bekannt vorkam, und aus dem Hintergrunde tauchte eine Gestalt auf, in der ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen Pastor K. entdeckte. Aber wie sah er aus! Seine ganze Vorderseite, das Gesicht nicht ausgenommen, war weiß gefleckt. „Um aller Heiligen willen, wie kommen Sie, Herr Pastor, hierher auf den Boden“? „Wie denn anders, als durch diese Mausfallenklappe von Thür, an der ich mir schier den Schädel eingerannt habe!“ entgegnete der Pastor. „Ich halte es stets mit dem Sprichwort: Der gerade Weg ist der beste, — und so kam ich denn auf diesen gesegneten Boden.“ Damit folgte er mir auf mein Zimmer. Als ich die Bürste hervorholte, um ihn zu säubern, wehrte er ab und meinte, es müsse erst trocken werden. „Wenn ich meiner Nase trauen darf,“ fuhr er mit seinem trockenen

Humor fort, „so bin ich in einen Kalkbottich gerathen. Als ich mich aus der zähen Masse, in die ich längelang hineinplumpte, herausgearbeitet hatte, trat ich zum Ueberfluß in ein daneben liegendes Fenster; ich werde mich glücklich preisen, wenn der Kalk mir in meinen warmen Paletot und meine gute Hose keine Löcher frißt. Auch bin ich zufrieden, daß ich nicht mit den Händen statt der Füße in die Scheiben gerieth, denn sehen Sie: Blut ist ein ganz besonderer Saft." Das Handtuch, das ich ihm bot, nahm er an und wischte sich das Gesicht; meine Einladung aber, an meinem bescheidenen Mahle theilzunehmen, schlug er aus und nahm auch nicht Platz. „Ich habe Sie aufgesucht," sagte er, „um zu erfahren, wie Sie es anfangen, aus dem Kopfe, d. h. ohne Schachbrett und Figuren, Schach zu spielen." „Ja, versetzte ich, das vermag ich Ihnen, Herr Pastor, gar nicht zu erklären. Es. . ." „Natürlich", unterbrach er mich, „das habe ich mir gleich gedacht. Leuchten Sie mir jetzt gefälligst, daß ich nicht zum zweiten Male den Frieden der Kalkkufe störe!" — Und damit stampfte er zur Thür hinaus.

Als K. noch Seelsorger einer Landgemeinde in Livland war, besuchte ihn häufig ein schachkundiger Nachbar, und da gab es dann heiße Kämpfe. Vor einem Dutzend Schlachten, die mit wechselndem Glück ausgefochten wurden, dachte keine der beiden kriegführenden Mächte an Frieden. Der baltische Schach-

meister Friedrich Amelung giebt uns als Augenzeuge eine ergötzliche Schilderung dieser Kämpfe.

„Die beiden würdigen Herren saßen in tiefem Schweigen, mit sorgenvoll gerunzelter Stirn einander gegenüber. Nur ab und zu entfiel ihnen außer dem üblichen „Schach" und „Gardez" eine lakonische Bemerkung, welche gewöhnlich aus einem classischen Citat bestand und die Würze der Partie bildete. Wie auf einem wirklichen Schlachtfelde, wurde auch hier die Aussicht durch dichte Dampfwolken erschwert, welche hier zwar nicht von Pulver, sondern von Tabak herrührten und von den beiden Combattanten aus langen Pfeifenröhren gesogen wurden. Von Zeit zu Zeit mußte der Eine oder der Andere einen der bereit gehaltenen Papierfidibusse zur Hand nehmen, um damit die in der Hitze des Gefechtes ausgegangene Pfeife von Neuem anzubrennen. Je weiter die Zeit vorrückte, desto wilder tobte der Kampf, desto erbarmungsloser war das Gemetzel, dem manchmal, dank ihrer persönlichen Unverletzlichkeit, nur die beiden Könige entrannen. Ja selbst diese respectirte die Kriegsfurie nicht immer, denn einstmals kam der schwarze König im Schlachtgetümmel abhanden. Man fand ihn nachher unter dem Tische. Seine braven Truppen hatten unterdeß ohne ihn einen vollständigen Sieg erfochten.

Eine andere Alt und Jung wohlbekannte Figur war der „Grüne", so genannt nach seiner grünlich-

gelben Gesichtsfarbe, die er wahrscheinlich einer Gallen-Krankheit verdankte. Sein eigentlicher Name war Guido K.. Bruder des berühmten baltischen Schachmeisters Lionel K., war er, wie dieser, Mathematiker von Fach und hatte sich, wie verlautbarte, durch eine Erfindung, welche das Schleifen von Linsen für Fernröhre betraf, einen geachteten Namen gemacht. In seiner Jugend war er auch als Schöngeist bekannt gewesen, und den Beweis dafür lieferte ein Bändchen Gedichte, das ich aber leider nie zu Gesicht bekommen habe. Doch cursirten unter den Studenten lyrische Stoßseufzer, die dem „Grünen" oder „Jucko", wie man ihn auch nannte, zugeschrieben wurden. Hier ein Beispiel:

An die grausame Ungetreue.

Du bist die böse Spinne,
Und ich die arme Flieg';
War ich gesund von Sinne,
Da ich verliebte mich?

Von meinem Blut, du Arge,
Nährst du dich und wirst fett;
Ich lieg' noch nicht im Sarge,
Und ward doch zum Skelet.

Es ging die Sage, daß der Dichter alljährlich am Todestage der „grausamen Ungetreuen", welche ihm der unerbittliche Sensenmann nur zu früh entrissen, zu ihrem Grabe zu pilgern pflegte, um daselbst ein Exemplar seiner Gedichte und — die Haare seines

Schnurrbartes, den er zu diesem Zweck abrasirt hatte, als Weihgeschenk niederzulegen.

Als ich den „Grünen" kennen lernte, war er physisch und moralisch gleich sehr verkommen. Er lebte in äußerster Dürftigkeit und wurde von früheren Commilitonen und anderen mildthätigen Menschen unterstützt. Das Schachspiel, das er früher mit großem Eifer betrieben hatte, vernachlässigte er nach der Uebersiedelung seines Bruders nach Paris immer mehr und mehr. Einige mir bekannte Personen hatten mit ihm gespielt und wußten zu sagen, daß er eine respectable Stärke besessen habe. Doch trotz der Bemühungen, welche ich mir mit einem Kameraden gab, gelang es uns nicht ihn zu einer Partie zu bewegen. „Ich habe die Schachpuppen zu den anderen Puppen gethan, welche mir einst den Sinn ergötzten", sagte er mit einem melancholischen Lächeln.

Meine erste und letzte Schachaufgabe.

Welcher strebsame Schachjünger hat, Angesichts der Schachcompositionen eines Bayer, Loyd, Klett, nicht schon die Sehnsucht in sich gespürt, es dereinst den großen Meistern der Problemkunst gleich zu thun! Wenn ich den Ruhm des praktischen Spieles dem Tagesgestirn vergleichen möchte, das mit seinem Glanze die Welt erfüllt, dessen Gluth nicht nur die Traube reifen läßt, sondern auch das Blut in den Adern des

Menschen zur Leidenschaft entflammt, so ist das Licht, welches die Problemkunst ausstrahlt, mild, heiter und schön wie der Schimmer des Mondes. Das Ziel des praktischen Spieles besteht in der Besiegung des Gegners. Zur Erreichung desselben sieht man nicht so sehr auf die Schönheit der Mittel, als vielmehr auf ihre Zweckmäßigkeit, ihren praktischen Nutzen. Die schöne Combination, welche blos zum Ausgleich führt, ist weniger werth als der unscheinbare Zug, welcher den Gewinn sichert. Anders ist es mit der Problemkunst. Hier herrscht das Schöne unumschränkt; das Nützliche darf nur dann einen Platz beanspruchen, wenn es zugleich schön ist.

Auch in mir regte sich, als ich kaum das ABC des Schachspieles hinter mir hatte, der Ehrgeiz, unter den Sternen der Problemkunst zu glänzen. Wie verlockend erschien es mir, wenn ich stundenlang mein Gehirn über eine Schachaufgabe vergeblich zermartert hatte, anderen Leuten Nüsse auf die Zähne zu packen, die „schwerlich Belzebub selber wohl knackt"! Die ersten Aufgaben, welche ich zu Gesicht bekam, waren Schöpfungen des Altmeisters Anderssen. Mit der Aufopferung meines ganzen vorhandenen Taschengeldes kaufte ich mir die Sammlung seiner Probleme und begann eifrig zu studiren. Wie viel Tage, ja Wochen ich über manchem Dreizüger saß, bis ein glückliches Ungefähr mich die richtige Lösung finden ließ, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Was ich an Geduld

und Ausdauer besitze, verdanke ich nicht zum geringsten Theile der Beschäftigung mit Schachaufgaben. Wie eifrig ich dieselbe betrieb, dafür mag folgender heitere Vorfall Zeugniß ablegen.

Einer meiner Schulkameraden, welcher dem Angelsport mit Leidenschaft huldigte, beredete mich, an einer der Excursionen theilzunehmen, die er in den Sommerferien häufig unternahm. In einem winzigen Kahne, den der Volkswitz sehr bezeichnend „Seelenverkäufer" benannt hat, fuhren wir bis in die Mitte des Flusses und warfen hier Anker aus, so daß wir mit der Querseite des Kahnes gegen die Strömung zu liegen kamen. Nun wurden die Grundangeln ausgeworfen, deren mein Gefährte sechs unter seine Leitung nahm, während er die siebente mir überließ. Und auch diese eine warf er für mich aus, da mein erster Versuch, dies selbst zu besorgen, den Haken in eine schmerzhafte Berührung mit meinen Daumen brachte, und der zweite eine heillose Verwirrung unter seinen bereits ausgeworfenen Angelschnüren verursachte, welche sämmtlich wieder eingezogen werden mußten. Nun begann das Angeln. Wer einmal diesen Sport mitgemacht hat, weiß, welch' eine bewunderungswürdige Portion Geduld der leidenschaftliche Angler zu entwickeln vermag, eine Geduld, die vielleicht gar nicht in seinem Temperament liegt. Halbe Stunden lang sitzt solch' ein Fischer da, ohne ein Glied zu rühren, und fühlt sich für diese asketische Uebung, welche einem indischen

Fakir Ehre machen würde, hinlänglich belohnt, wenn er ein Fischlein fängt.

Mein Kamerad sah in dem alten, defecten Kittel und dem zerzausten und verwitterten Strohhut, der die Zierde einer Vogelscheuche gewesen wäre, gar stilvoll aus. Eine kurze Pfeife, — die Matrosen nennen sie Nasenwärmer — aus welcher er behaglich schmauchte, vervollkommnete das Bild des Anglers „wie er im Buche steht." Meine Bewunderung war nicht frei von geheimem Neide. Statt des schiffbrüchigen Kittels trug ich einen anständigen Rock, und an Stelle des malerischen Schattenwerfers saß bei mir eine schwarze Schülermütze. Ach, und der verbotene und darum desto süßere Genuß des narkotischen Krautes war mir auch versagt! Die Versuche, welche ich hinter Zäunen und auf wüsten Stätten mit den Cigarrenstummmeln meines Vaters gemacht, hatten mich belehrt, daß man zur Kunst des Tabaksrauchens nur durch unsäglichen Katzenjammer und aschgraues Elend gelangt. Jetzt fühlte ich ein schmerzliches Bedauern, nicht mehr Ausdauer bewiesen zu haben, welche dazu gehört, wenn man sich dieses schöne Attribut der Männlichkeit zu eigen machen will. Dem Beispiele meines Vorbildes folgend, suchte ich meine Aufmerksamkeit auf den vor mir schwimmenden Kork meiner Angel zu concentriren. Ich war in fieberhafter Aufregung, denn es schien mir immer, als müsse jetzt, jetzt ein Fisch anbeißen. Allein eine

Viertelstunde verging nach der anderen, und nichts regte sich; es kam mir vor, als seien alle Fische ausgewandert oder litten an chronischem Magenkatarrh. Mechanisch griff ich in die Tasche und zog das Problembuch Meister Anderssen's hervor, das ich vorsorglich eingesteckt hatte, bevor ich auf die Fischerei ausging. Fünf Minuten später hatte ich, in die Lösung einer Aufgabe vertieft, alles um mich her vergessen. Plötzlich weckte mich ein lauter Ruf aus meinem Brüten. Ich erschrak, so auf verbotenem Wege ertappt zu sein; das Buch entglitt meinen Händen und fiel in die Wasserlache, welche den Boden des Kahnes bedeckte. „Das ist ein sauberer Angler!" schalt mein Cumpan, „sitzt und spielt Schach, während ihm die Fische den Haken abreißen!" Und damit kam er heran und half mir die Schnur einziehen, an deren Ende sich ein wahres Prachtexemplar von Brachs befand. „Dem Gerechten giebt's der Herr im Schlafe", dachte ich und hob das durchnäßte Buch auf.

Ob dieses ominöse Ereigniß dazu beitrug, meinen Eifer für das Poblemfach zu schüren, weiß ich nicht. So viel ist mir aber erinnerlich, daß ich bald nachher meine erste und letzte Schachaufgabe componirte. Es war ein Vierzüger mit einem eleganten Damenopfer, höchst verwickelter Stellung und einer Unmasse von Figuren und Bauern, die zum großen Theil dieselbe Rolle spielten wie Statisten auf der Bühne. Ja, diese geistreiche Aufgabe mußte mir einen

Platz neben den ersten Problemcomponisten verschaffen! In solcher Zuversicht legte ich mein Opus mit einem siegesbewußten Lächeln meinem bewährten Schachgenossen H. Clemenz vor. Nach kurzer Prüfung fragte dieser: „In vier Zügen, sagst Du?" „In vier Zügen!" bestätigte ich stolz. „Nun, dann ist meine Lösung nicht richtig," meinte er sarkastisch; „ich habe eine in zwei Zügen gefunden."

O weh! er hatte Recht. Mein schöner Vierzüger, der großen Hoffnungen gerecht werden mußte, wenn ich Belohnung für die Schweißtropfen finden sollte, welche mir seine Composition gekostet hatte, — mein Jungfern-Problem, das mir die Bahn zum Parnaß Caïssas ebnen sollte, war zum elenden Zweizüger geworden! Wer ermißt meinen Schmerz, so aus allen Himmeln gestürzt zu sein! Ich konnte das schadenfrohe Grinsen des Zerstörers meiner „Ideale" nicht ertragen, stürzte fort — und machte hinfort keine Schachaufgaben mehr.

Ein Schach-Bauernfänger.

Als ich im Mai 1875 nach Petersburg kam, war mein erster Gang in's Café Dominique, welches, am Newski-Prospect gelegen, den wohlverdienten Ruf genoß, der Sammelpunkt der besten Petersburger Schachspieler zu sein. Ich hoffte daselbst Schiffers, Schumow, Beskrowny u. A. zu treffen, deren Stärke

mir theils aus den Schachblättern, theils vom Hörensagen bekannt war, und brannte vor Begier, eine Lanze mit ihnen zu brechen. Ich betrat das Restaurant. Der erste Raum wurde durch das Büffet eingenommen. Aus demselben gelangte ich in den Billardsaal, wo an den Wänden ringsum ein rauchendes, trinkendes Publicum saß und dem Spiele zuschaute. Auf meine Frage an einen der umherlungernden Kellner, wo das Schachzimmer sei, wies mich derselbe in einen halbdunklen, verschlagähnlichen Raum, in welchem eine Anzahl Gäste mit dem geistreichen Domino-Spiel beschäftigt war. Mein suchender Blick entdeckte endlich in einer Ecke einen Tisch, an welchem zwei Herren Schach spielten. Ich trat heran. Das Aeußere der beiden Kämpen erregte meine Aufmerksamkeit. Der eine war ein hochaufgeschossener, klapperdürrer Jüngling in Offiziersuniform, der, wie die mathematische Linie, nur eine Ausdehnung zu haben schien — die Länge. Aus dem kleinen, bläßlichen Gesichte, welchem das impertinente Blond des Haupthaares und des winzigen Schnurbärtchens die so nöthige Schattirung eigensinnig versagte, blickten zwei hellblaue Aeuglein ängstlich auf das Schlachtfeld. Das vollkommenste Widerspiel zu ihm bildete sein Vis-à-vis. Ein kleines, kugelrundes Männchen mit kurzem schwarzem Kraushaar, auf der Oberlippe vereinzelte braunrothe Bartstoppeln, kam er mir vor wie ein Kater, der, um das unerfahrene Mäuschen zu täuschen, sich eine Brille auf die Nase

gesetzt hat. Dieser Eindruck wurde durch den lauernden Blick und einen listigen Zug um die aufgeworfenen Lippen verstärkt. Hin und wieder schnurrte der „Kater" ein behagliches „So!" oder „Natürlich!" und begleitete die Züge des Gegners mit Bemerkungen, die eine stark optimistische Färbung trugen. Der unglückliche Sohn des Kriegsgottes stak in einer schlimmen Patsche und hatte dazu völlig den Kopf verloren. Seine Operationen glichen den krampfhaften Anstrengungen, welche ein Ertrinkender, des Schwimmens unkundig, macht, um sich über Wasser zu halten. Endlich erlöste ihn das Matt von seinen Leiden. Die zuvorkommend gebotene Revanche ablehnend, zog der Blonde in großer Verwirrung sein Beutelchen und händigte dem Sieger zwei Rubel ein. Darauf entfernte er sich hastigen Schrittes. Während des Spieles hatte der „Kater" ab und zu einen prüfenden Blick über mich gleiten lassen. Jetzt wandte er sich mit einer kriechenden Verbeugung an mich: er habe aus meinen verständnißvollen Blicken entnommen, daß ich ein Kenner des edlen Spieles sei, und brenne vor Begierde, sich mit mir zu messen. Obwohl mir seine Persönlichkeit wenig behagte, war ich Schachspieler genug, um mich über das bei mir aufsteigende Bedenken betreffs des sittlichen Charakters meiner neuen Bekanntschaft hinwegzusetzen. Eine vollständigere Republik und liberalere Gesinnung, als die im Reiche des Schach, giebt es nicht. Ob vornehm oder gering, reich oder arm, — hier gilt Alles gleich,

ohne Ansehen der Person und gesellschaftlichen Stellung. Der Rang, welchen man in der Hierarchie der vierundsechzig Felder bekleidet, ist das Maß der Werthschätzung in den Augen eines jeden echten Schachfanatikers. Im nächsten Augenblick saßen wir denn auch schon hinter dem zwiefarbigen Brett. Im Begriff, den ersten Zug zu machen, hielt mein Gegner inne und sagte: „Hier muß man für die Benutzung des Schachspieles zahlen. Wenn es Ihnen daher recht ist, so spielen wir um eine Kleinigkeit, etwa um ein Rubelchen?" Und dabei sah er mich mit einer gar unschuldigen Miene an. Ich willigte ein, und das Spiel begann. Die Eröffnungszüge meines Gegners überraschten mich nicht wenig. Er fing damit an, daß er erst den a- und dann den b-Bauern um zwei Schritte vorrückte. Ebenso bizarr waren die nächstfolgenden Züge. Bei einer solchen Spielweise konnte es denn nicht fehlen, daß er schon vor dem zwanzigsten Zuge die Waffen strecken mußte. Dieser Mißerfolg schien jedoch seine gute Laune nicht zu trüben. Er sagte mir einige Complimente über meine Spielstärke und schlug mir dann vor, eine „Ecke zu biegen". Als ich nicht gleich antwortete, mochte er das für Zaghaftigkeit auslegen und machte eine darauf bezügliche spöttische Bemerkung, die von der „Gallerie" *) mit

*) Im Jargon der ständigen Schachgäste bei Dominique so viel als Zuschauer.

einem beifälligen Lächeln begrüßt wurde. Aergerlich über die falsche Deutung, welche mein Zögern hervorgerufen hatte, fragte ich ihn um die Erklärung des Ausdrucks. Ich erfuhr, daß es so viel heißt, als um das Doppelte des vorigen Einsatzes spielen. Obwohl ich überzeugt war, daß ich bedeutend stärker spielte, nahm ich mir vor, ihn für seinen Spott zu strafen, und willigte in seinen Vorschlag ein. Wir begannen. Mein Gegner spielte mit großer Umsicht, ohne sich Excentricitäten und Absonderlichkeiten, wie in der ersten Partie, zu erlauben, und wenn er auch diesmal den Kürzeren zog, so lag es jedenfalls nicht an einer Geringschätzung meiner Kräfte. Die wiederholte Niederlage schien seinen Gleichmuth doch etwas erschüttert zu haben. Er wechselte die Farbe und seine Stimme hatte nicht die frühere Festigkeit, als er mir vorschlug, auf „quitte ou double“ zu spielen. Ich sagte „ja“, und die Schlacht entbrannte. Mein Gegner setzte diesmal sein bestes Können daran, den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Er war unerschöpflich an Listen, Finten, Scheinmanövern und schlau gelegten Fallen. Doch half ihm alles nichts, und nach zweistündigem Kampfe wurde er zum dritten Mal matt gesetzt. Der Ausdruck von komischer Bestürzung in den Zügen des besiegten „Katers“ nöthigte mir ein Lächeln ab. Er faßte sich aber bald und erschöpfte sich in Schmeicheleien ob meines „fainen“ Spieles, worauf er eine neue Partie um ein nochmaliges „quitte ou double“

vorschlug. Als ich erklärte, daß ich zu meinem Bedauern nicht mehr spielen könne, da ich fort müsse, zog er eine abgerissene Brieftasche hervor und fragte mich, ob ich auf einen Hundertrubelschein auszugeben habe. Ich bejahte und griff in die Brusttasche. „Wollen Sie so gut sein," sagte er, „das Geld, was ich bekomme heraus, abzuzählen; ich muß etwas bei Seite gehen." Mit diesen Worten verschwand er. Ich ergriff ein Zeitungsblatt und begann zu lesen. Es vergingen zehn, zwanzig Minuten, — wer nicht wiederkam, war der „Kater". Des Wartens müde, verließ ich das Local, nachdem ich dem Kellner die Zahlung für die Benutzung des Schachspieles eingehändigt hatte.

Etwa eine Woche nachher — ich hatte unterdessen die Petersburger Schachmeister kennen gelernt — kam ich wieder zu Dominique. Meinen „Kater" hatte ich nicht wiedergesehen, dafür aber desto mehr über ihn gehört. Er war nicht allein Schachspieler von Profession, sondern betrieb dieselbe auch als einer der geriebensten Bauernfänger. In der Folge hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, daß das Schachspiel für eine gewisse Sorte von Industrierittern einen nicht viel weniger fruchtbaren Boden abgiebt als das „Kümmelblättchen". Man findet unter diesen Ehrenmännern wahre Künstler von Fach, die ihre wahre Spielstärke so geschickt zu verbergen wissen, daß ihr Opfer Stein und Bein schwört, es habe seinen Verlust nur den eigenen „Böcken" zu verdanken. „Er spielt

gewiß nicht besser als ich," versichert gewöhnlich solch' ein Gründling mit Selbstbewußtsein. „Gestern spielte ich mit ihm drei Partien, und in allen dreien stand ich schon weit besser, hatte ihn so eingeengt, daß er sich nicht rühren konnte, — da machte ich einen „Bock" und verlor natürlich schließlich die Partie." Wenn man ihm die Augen zu öffnen sucht, so entgegnet er mit einem überlegenen Lächeln, daß er sich schon vorzusehen wisse. Er könne freilich nicht leugnen, daß er in der letzten Zeit mit Unglück gespielt habe; doch sei daran seine Indisposition schuld; daß sein mit Recht oder Unrecht übel beleumdeter Gegner aber stärker spiele, müsse er bestreiten u. s. w.

Den mit Dominospielern angefüllten Raum musternd, erblickte ich im Hintergrunde den „Kater", eifrig damit beschäftigt, einer neuen Maus den Weg in's Loch zu verlegen. In diesem Moment schaute er vom Schachbrett auf, und unsere Blicke begegneten sich. Er schwankte einen Augenblick; dann trat er mit einem plötzlichen Entschluß auf mich zu und sagte mit vorsichtig gedämpfter Stimme: „Sie werden entschuldigen, daß ich Ihnen noch immer bin schuldig die sechs Rubel; habe ich Sie doch gehalten für einen Pigeon *) und hätt' ich gelassen die Hände davon, wenn mir wäre bekannt gewesen, daß Sie sind so ein

*) Im Gaunerjargon ein Unerfahrener, leicht zu Uebertölpelnder, etwa mit „Gimpel" zu übersetzen.

graußer Meister. Geld hab' ich jetzt nicht, die Pigeons sind geworden rar; aber ich bin ein ehrlicher Kerl und werd' schon meine Schuld bezahlen." Ich bemerkte dem Burschen trocken, er möge sich meinetwegen keine Sorge machen, und wandte ihm den Rücken. Nebenan im Saale wurde Billard gespielt. Ich setzte mich auf eines der hohen lederüberzogenen Sophas, welche an den Wänden herumstanden, und begann, wie meine trinkenden, rauchenden, schwatzenden Nachbarn, dem Spiele zuzuschauen. Plötzlich fühlte ich mich am Ellenbogen berührt. Ich wandte mich zur Seite und erblickte neben mir den „Kater". „Sehen Sie den langen, schwarzen Mann, wer da eben spielt Billard?" flüsterte er mir zu. „Ja," erwiderte ich, verwundert über das Geheimnißvolle seines Wesens. „Das ist ein reicher grusinischer Fürst, welcher spielt ebenso leidenschaftlich Schach, wie er spielt schlecht. Wenn Sie mir wollen abgeben, — nun, wollen wir sagen, ein Viertelchen vom Gewinn, werd' ich es machen, daß er soll spielen mit Ihnen um eine graußе Summe." „Warum machen Sie denn das Geschäft nicht lieber allein?" fragte ich. „Warum? Nun, weil er mich schon kennt auswendig und mit mir nicht mehr spielen wird, wenn ich ihm auch gebe vor alle Figuren. Aber Sie kennt er nicht, und Sie werden ihm geben vor erst den Springer und dann den Thurm und dann zwei Figuren und dann die Königin und werden immer gewinnen, bis er ist gemacht kahl wie dies hier," —

und er streckte mir seine flache Hand entgegen. Als ich ihm kurz und deutlich meine Meinung sagte, d. h. ihn ersuchte, sich zu allen Teufeln zu scheeren, sah er mich mit der Miene eines Biedermannes an, dessen gut gemeinte Absicht an der Bornirtheit dessen scheitert, dem sie zur Wohlthat werden soll, und schob sich darauf langsam davon.

Während meines vierjährigen Aufenthaltes in Petersburg hatte ich noch oft Gelegenheit, die saubere Zunft der Schach-Bauernfänger ihre Netze auswerfen und manchen gelbschnäbligen Gimpel hineinflattern zu sehen, kam aber nicht wieder in den Fall, von ihnen für einen harmlosen „Pigeon" gehalten zu werden.

Schachoriginale.

I.

Zu den eifrigsten Verehrern des königlichen Spieles und regelmäßigen Besuchern des Café Dominique gehörte eine überaus originelle Persönlichkeit. Ingenieur von Fach, hatte er vor Jahren eine Erfindung gemacht, die ihm von der Regierung für eine bedeutende Summe abgekauft worden war. Wenn ich mich nicht irre, handelte es sich um unterseeische Torpedos. Zur Zeit, da ich Herrn Danylow's Bekanntschaft machte, hatte er wieder etwas erfunden. Allein das Kriegsministerium zeigte sich diesmal

schwierig, die Verhandlungen zogen sich in die Länge und erlahmten endlich ganz. Um dem Gedächtniß der maßgebenden Personen nachzuhelfen, hielt es Herr Danylow für geboten, ihnen möglichst häufig seine Aufwartung zu machen. Wenn er — und das geschah fast jeden Tag — in etwas fadenscheiniger Visitentoilette, den buschigen Schnurrbart kohlschwarz gefärbt und mit einer süßlich riechenden Pomade gesalbt, den unvermeidlichen Cylinder auf der tadellos frisirten Perrücke, hinter dem Schachbrett saß, konnte man sicher sein, vor der Thür das Miethcouvé zu finden, in welchem er nach Beendigung seiner Partie zu einer Excellenz rasselte. So manche Visite fiel jedoch dem Schach zum Opfer, woraus weder ihm noch der Excellenz, welcher sie zugedacht war, ein unersetzlicher Schaden erwachsen sein dürfte. Unter den seltsamen Käuzen, welche ich auf meinem Lebenswege getroffen habe, war Danylow einer der originellsten. In seiner Jugend — als ich ihn kennen lernte, war er bereits nahe an die Sechzig — mußte er ein schöner Mann gewesen sein. Wenn er in rosiger Stimmung war — und diese trat unfehlbar nach einigen gewonnenen Partien Schach und einer Flasche guten Portweins ein — ließ er geheimnißvolle Winke über die Gräfin S. und die Fürstin G. fallen, welche seinem Herzen noch jetzt theuer seien und zu ihm intimer gestanden hätten, als es ihren Männern lieb gewesen sei. „Tempi passati!“

pflegte er mit einem Seufzer hinzuzufügen. Eines Abends wurde mir die Ehre zu Theil, eine Einladung Herrn Danylow's zum Thee zu erhalten. Er bewohnte in einer der Vorstädte drei Zimmer, zu denen ich auf einer schlecht erleuchteten, schmutzigen Treppe hinanstieg. Der Hausherr empfing mich mit großer Herzlichkeit und führte mich in den Salon, wo ich drei bekannte Schachfreunde vorfand. Das mittelgroße Zimmer machte in seiner ganzen Einrichtung Anspruch auf eine gewisse schäbige Eleganz. Der Plüsch auf den Möbeln war stark verblichen und abgenutzt; der breite Goldrahmen des Pfeilerspiegels hatte zum größten Theil seinen Glanz verloren; der einst kostbare Teppich wies ein großes eingebranntes Loch; an der Decke hing ein Bronze-Kronleuchter, dessen Vergoldung sehr gelitten hatte, während von den dazu gehörigen Glasprismen nur einige wenige noch übrig waren. Die ganze übrige Ausstattung des Raumes, die Möbel, Bilder, Statuetten — alles zeugte davon, daß der Zahn der Zeit nichts schont. Das Cabinet des Hausherrn war mit zahlreichen Kupferstichen und Lithographien geschmückt, welche die stattlichste Collection weiblicher Schönheiten darbot, die ich in meinem Leben zu Gesicht bekommen habe. In allen möglichen und unmöglichen Stellungen mit zierlichen Häubchen, federwallendem Barett, mächtigem Rembrandt geschmückt, im lang herabwallenden Schleppkleide oder kurz geschürzt, wie die entzückende Mimi

des großen Clauren seligen Angedenkens, ein Täubchen auf der Schulter, den Falken auf der Faust, oder ein unschuldiges Blumensträußchen in der kleinen Hand, — so blickten die berückenden Huldinnen von den Wänden herab. Es war der reine Harem von Schönheiten und hätte wohl wagen dürfen, mit dem Serail des Padischah in Concurrenz zu treten. Als ich dem Hausherrn darüber mein Compliment machte, war er sichtlich über meinen Kunstsinn erfreut und nahm meine Bemerkung, in solcher bezaubernden Gesellschaft beständig zu verweilen, müsse mir gefährlich für meine Ruhe dünken, mit einem schallenden Gelächter auf. Im Laufe unserer weiteren Bekanntschaft gewann ich das Vertrauen Herrn Danylow's so sehr, daß er mir die Spolien zahlreicher Triumphe der Liebe zeigte. Es war ein ganzer Kasten voll vergilbter, einst rosenfarbiger Billet-doux, vertrockneter Sträußchen, seidener Bänder und Haarlocken in allen Farben und Schattirungen. Ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, das Amors Pfeile, welche all' diese süßduftende Beute gewonnen, noch verheerender als seine Torpedos gewirkt haben müßten. Danylow lächelte mit bescheidener Selbstgefälligkeit und zwirbelte die Spitzen seines pomadisirten Schnurrbartes.

Er hatte die komische, wenngleich nicht allzu selten angetroffene Gewohnheit, die Wechselfälle des Spieles mit stereotypen Sprüchlein und Verschen zu begleiten, die er bald sprach, bald mit heiserer Stimme sang. Ich sehe ihn vor mir, wie er, über das

Schachbrett gebeugt, mit athemloser Spannung den Gegenzug erwartet, der ergeben wird, ob der Feind die schlau gelegte Falle entdeckt hat, oder hineingeplumpst ist. In der Linken, welche krampfhaft gegen die Brust gepreßt ist, hält er die eroberten Figuren, und selbst die Rechte ist nicht frei von Schachtrophäen. Jetzt hat der Gegner seinen Zug gethan, — er ist hineingeplumpst. Mit einem jubelnden „Hau den Küster, aber schon' den Pastor!" greift Danylow zu, wobei ihm eines der eingeheimsten Stücke aus der Hand fällt und ein paar andere auf dem Brette umwirft. Im hastigen Bestreben, den Schaden zu repariren, stößt er an den Tisch, — und da liegen die Heere im wirren Durcheinander. Schade, daß kein geschickter Zeichner anwesend ist, mit ein paar Strichen das komische Entsetzen im Antlitz des unfreiwilligen Zerstörers zu fixiren. Unvermögend, den Schaden zu verbessern, weil er die Stellung der Figuren total vergessen hat, fleht er bald den schadenfrohen Gegner, bald die feixende „Gallerie" an, ihm zu helfen. Endlich erbarmt sich seiner ein Mitleidiger, und das Spiel nimmt seinen Fortgang. Seine Position ist vortrefflich; der letzte Zug verheißt ihm den Gewinn einer Figur. Der Gegner hat die Stirn gerunzelt und brütet über seinen Zug. Triumphirend schaut sich Danylow um und ruft der Gallerie frohlockend zu:

„Wer im Schach nicht sieht die Gabel,
Krieget, batz! eins auf den Schnabel."

Diese übermüthige Siegeszuversicht benutzt der Gegner und stellt ihm seinerseits ein Bein, und jetzt — o weh! — stolpert der Torpedomann und fällt auf die Nase. Ein Thurm ist futsch.

„In den öden Thurmeshöhlen
Wohnt das Grauen;
Und des Schächers Augen schauen
Dumm hinein"

parodirt neben mir ein lyrisch Angehauchter, und das Verderben geht seinen Gang. Traurig starrt Danylow auf das Schlachtfeld, wo sich nur noch schwache Häuflein seiner Krieger wehren, und summt kläglich:

„Würmlein lag im Sonnenschein;
Kam der Hahn mit langem Bein,
Nahm das Würmlein bei dem Schopf,
Fraß es auf, den armen Tropf."

Einst machte ich mit Danylow eine Partie unter der gewöhnlichen Vorgabe von Thurm und Zug. Nachdem einige Züge gewechselt worden waren, ergriff er seinen Thurm, in der Absicht, zu rochiren. Da fiel ihm ein anderer Zug ein, der ihm stärker erschien, und er that denselben, ohne dabei den ergriffenen Thurm aus der bereits geschlossenen Faust zu legen. Ich ließ es stillschweigend geschehen, und die „Gallerie" schmunzelte und kicherte, ohne gleichfalls ein Wort zu sagen. Daß es dem an Streitkräften überlegenen Spieler zum Vortheil gereicht, so viel Figuren als möglich abzu-

tauschen, wußte Danylow, und so tauschte er denn lustig darauf los, was ich zu seinem unaussprechlichen Entzücken ruhig geschehen ließ. Während er solchergestalt den Tauschhandel mit allen Kräften betrieb, summte und sang er lustige Verschen, wie die folgenden, z. B. beim Abtausch der Dame:

„Frauenzimmerchen, heran!
Sei nicht blöde,
Sei nicht spröde,
Daß ich dich mal küssen kann!"

Beim Abtausch des Springers:

„War einmal ein großer Floh;
Thät wohl hüpfen, thät wohl springen,
Bis ihn flinke Finger fingen.

Willst du jetzt noch zwicken, zwacken?
Woll'n dich knicken, woll'n dich knacken, —
Wart', mein Springerchen, oho!"

Nachdem die Damen und sämmtliche leichte Figuren vom Brett verschwunden waren, stieß er ein Siegesgeschrei aus und forderte mich auf, die Waffen zu strecken. „Einen Thurm habe ich mehr; was können Sie noch machen?" bramarbasirte er. Ich stellte mich sehr verwundert und fragte, ob er träume: „Ich sehe nichts von einem Thurme „mehr"!" Jetzt blickte er aufmerksamer auf's Brett und machte ein so verdutztes Gesicht, daß die „Gallerie" in ein wieherndes Gelächter ausbrach. „Wo ist mein Thurm geblieben? Wo ist mein Thurm geblieben?" jammerte

er. „Ich weiß ganz gewiß, daß ich einen Thurm hatte!“ „Sogar zwei!“ bemerkte ein Spaßvogel. Seufzend gab sich der Arme endlich mit meiner zweideutigen Erklärung zufrieden, daß das vermißte Stück genommen worden sei, was die Lachlust der „Gallerie“ von Neuem weckte, bis ich mich seiner erbarmte, ihn die noch immer geballte Rechte öffnen ließ und auf diese Weise den als verloren beweinten Thurm aus seinem Gefängniß befreite. Die Freude des großen Erfinders war geradezu rührend. Er lachte, daß ihm die Thränen in die Augen kamen, rieb sich entzückt die Hände, erklärte den „Witz“ für „göttlich“ und war nahe daran, mich in seine Arme zu schließen.

Als ich, sein Glück voll zu machen, mit einem Compliment für seinen ebenso energisch wie geschickt betriebenen Tauschhandel die Partie aufgab, ließ er mit krähender Stimme seinen Siegespäan erschallen:

„Schießt und blast Victoria!
Piff, paff, puff, trara!“

Schachoriginale.

II.

Der Schachprofessor.

Eine zweite originelle Figur war ein gewisser Bulletin, seines Zeichens „Kalligraphist“, wie auf seiner Visitenkarte zu lesen war. Neben der Kunst

des Schönschreibens lehrte er aber auch das Schachspiel, wie der Inserathentheil der Residenzblätter ab und zu zur Kenntniß ihrer Leser brachte. Diese Ankündigungen, welche die gesammte Wissenschaft des Schachspiels umfaßten und die Schüler auf die Sonnenhöhe der Meisterschaft zu führen versprachen, waren stets mit „Bulletin, Professor des Schachspiels" unterzeichnet, obwohl ich nie in Erfahrung gebracht habe, an welcher Universität dieser Professor die venia legendi erworben hatte. Er war einer der eifrigsten Besucher des Café Dominique, und man konnte sich nur über die zahlreichen Mußestunden wundern, welche ihm sein doppeltes Amt als Schreib- und Sprachlehrer ließ. Täglich um die Vesperzeit sah man den starkknochigen, vierschrötigen Herrn, dessen langer Oberleib in einem so kurzen Jaquet steckte daß man annehmen mußte, der Schneider habe bei der Anfertigung dieses nützlichen Kleidungsstückes ursprünglich eine Husarenjacke im Sinne gehabt, bei Dominique auftauchen. Sein würdiges Haupt schmückte im Sommer und Winter ein stark mitgenommener, ursprünglich schwarzer, jetzt bedenklich in's Rothbraune spielender Filz à la Garibaldi. Unter dem schattigen Vordach des Hutes blickte das ölige, röthlich gelbe Gesicht wie eine reife Pomeranze hervor. Ein Capialstück aber war die überaus stattliche Nase, welche, offenbar mosaischen Ursprunges, so sehr an die Gesichtzier Wippchens erinnerte, daß ich mich fragen mußte, ob ihr glücklicher Besitzer nicht in einem nahen Ver-

wandtschaftsverhältniß zu dem berühmten Kriegsberichterstatter und Reporter stehe. Eine Eigenthümlichkeit des Schachprofessors war, daß er Kragen und Manschetten aus Gummi trug. Da er nun die Eigenschaft hatte, stark zu transpiriren, so rief der penetrante Geruch bei Unkundigen den Verdacht hervor, daß in der Nähe eine Gummifabrik arbeite. Eine zweite Sonderbarkeit Herrn Bulletin's bestand in der Gepflogenheit, stets und überall an den Händen dunkelgrüne Lederhandschuhe zu tragen, welche sich keineswegs durch Sauberkeit empfahlen. Niemand konnte sich rühmen, den Schachprofessor ohne diesen fashionablen Schmuck gesehen zu haben, ja es ging ein allerdings unverbürgtes Gerücht, daß er die Handschuhe sogar mit in's Bett nehme. Trotz seines stolzen Titels „Professor" war Herr Bulletin ein Stümper, der von den stärksten St. Petersburger Spielern, wie Schumow, Schiffers, Tschigorin, bequem Thurm und Zug vertrug. Das nahm ihm aber nichts von seiner Würde, die er, zumal schwächeren Spielern gegenüber, zur Schau trug. In dem Gefühle, daß er etwas thun müsse, um seinen gelehrten Titel zu rechtfertigen, hatte er eine Eröffnung erfunden, welche im ersten Zuge den Königs-Thurmbauer zwei Schritte vorrücken ließ. Ihm folgte der g-Bauer gleichfalls mit einem Doppelschritt, falls Schwarz die Ausführung dieses geistreichen Planes zuließ. So lange die Bosheit des Gegners es verhinderte, daß die beiden

vorgerückten Bauern neben einander zu stehen kamen, ohne sofort als ein beklagenswerthes Opfer der Tollkühnheit zu fallen, war die Stirn Herrn Bulletin's bewölkt. Wenn ihm aber der große Wurf gelang, hellten sich seine Züge auf und nahmen den Ausdruck stolzer Freude an. Keine noch so trübe Erfahrung konnte in ihm den Glauben wankend machen, daß seine Eröffnung eine „Zukunft" habe. Immer war dieser oder jener unbedachte Zug am Verluste der Partie schuld, niemals die Eröffnung, welcher er den stolzen Namen „Königsflankenspiel" gegeben hatte, während sie beim Schachpublikum des Café Dominique die wohlklingende Bezeichnung „Rhinocerosgambit" trug. Die Bauern spielten in dieser merkwürdigen Eröffnung, wie schon aus der ganzen Anlage des Debüts ersichtlich, eine wichtige Rolle. Sie stürmten mit einer wahren Todesverachtung voran, so daß die übrigen Figuren nicht immer zu folgen vermochten. Diese Vorliebe für das Bauernspiel verdankte Herr Bulletin dem Studium des „Philidor". Das Büchlein des französischen Schachmeisters hielt er für die Quintessenz aller Theorie und blickte mit souveräner Verachtung auf den „Bilgner" und andere Lehrbücher herab. Gelang es ihm einmal mit seiner Eröffnung, oder vielmehr trotz derselben, den Sieg zu erringen, da kannte sein Stolz keine Grenzen: er blähte sich auf, sein Gesicht wurde öliger, der Gummigeruch penetranter. Während er bei den Kellnern der

Sparsamkeit wegen, mit der er das Capitel von den Trinkgeldern behandelte, in einem wenig schmeichelhaften Rufe stand, verleitete ihn seine gute Laune in solchen Fällen sogar zur verschwenderischen Freigebigkeit, die sich in der gastfreundlichen Einladung zu einem Schnäpschen oder einem Glase Bier äußerte. Es ist mir unvergeßlich, wie er nach einem solchen Siege mit seiner fetten Stimme und dem stark ausgeprägten jüdischen Jargon zu seinem Gegner sagte: „Wießen Sie waas, Härr X., Sie würden mir eine Aehre anthuen, wenn Sie morgen zum Frühstück mein Gaast sein wollten. Wir wollen Schach spielen und ganz gemüthlich sein. Ich werde Ihnen eine Flasche fainen Schnaaps vorsetzen und einen Häring abslachten!" Ob Herr X. dieser verlockenden Einladung zu widerstehen vermochte, ist mir nicht bekannt.

Wer in der „Nordischen Palmyra" gewesen ist und die „Passage" nicht besucht hat, dürfte von dem Vollblut-Petersburger auf eine Stufe mit dem Touristen gestellt werden, der aus Rom zurückkehrt, ohne den Vatican gesehen zu haben. Dieses achte Wunder der Welt gleicht einem durch alle Stockwerke eines Hauses gehenden, riesig langen, aber mäßig breiten Saale, dessen Decke aus Glas besteht. Zu beiden Längsseiten dieses Saales, in der Mitte einen freien Raum zum Promeniren der zu allen Tageszeiten daselbst auf- und abwogenden Menge lassend, ziehen sich Verkaufslocale hin. Aus dem unteren Raume führen

Treppen, die auf Gallerien münden, in die höheren Stockwerke, welche von Restaurants, Vergnügungslocalen u. s. w. eingenommen sind. — Eines Tages beschloß ich in Gesellschaft einiger Schachfreunde das in der „Passage" befindliche renommirte Gaßnersche Wachsfiguren- und Raritätencabinet zu besuchen. Uns zog der Schachautomat an, welcher, wie in den Petersburger Zeitungen verkündet wurde, bereit sei, es mit den größten Schachmeistern der Welt aufzunehmen. Aus sicherer Quelle war uns aber zugegangen, daß der Schachprofessor, nach dem Sprichwort: „Nur die Lumpe sind bescheiden", sich für einen würdigen Gegner des Automaten hielt und an jenem Tage den Lorbeerkranz seines Schachruhmes um ein neues Blatt bereichern wollte. Als wir unsere Billete lösten, erfuhren wir, daß Ajeb*) erst in einer halben Stunde dem Publikum zugänglich sein werde. Wir benutzten die Zwischenzeit dazu, uns die Wunder des Panoptikums anzusehen. Nachdem wir die „wegen ihrer Aehnlichkeit weltberühmten" Wachsportraits geschichtlicher Personen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft angestaunt und uns über die fürchterlichen Torturwerkzeuge und Richtschwerter hinlänglich gegrault hatten, erinnerten wir uns, daß es nachgerade Zeit sei, Herrn Ajeb den verabredeten Besuch zu machen. Wir wurden in ein geräumiges Zimmer gewiesen, das

*) So hieß der Schachautomat.

von Besuchern gefüllt war. Das Spiel hatte begonnen. Der Automat stellte einen stattlichen, reichgekleideten Türken dar, welcher nach morgenländischer Sitte mit kreuzweise übereinander gelegten Beinen auf einem viereckigen, wie eine Truhe geformten, Tabouret ruhte. Vor sich hatte der Automat ein großes Schachbrett mit entsprechenden Figuren, auf welche sein bronzefarbenes, bärtiges Antlitz voll gespannten Ernstes zu blicken schien. In seinem Gegner erkannten wir den Schachprofessor, der schon niedlich in der Patsche saß. Sein Gesicht glänzte öliger als jemals, und der scharfe, etwas säuerliche Gummigeruch machte seine Nähe nicht sehr wünschenswerth. Wenn der Türke am Zuge war, hob er langsam die Hand, erfaßte etwas ungeschickt die Figur und bewegte sie auf den ihr zugedachten Platz, wobei er indeß keinen Stein umwarf. Das Schach markirte er durch eine Beugung seines stattlichen Hauptes und indem er die Rechte zur Stirn erhob. Als sein Gegner ein Schach übersah, stellte Ajeb die regelwidrig gerückte Figur auf ihren Platz zurück, mit einer Schwenkung der Hand seinen Gegner zn einem neuen, verbesserten Zuge einladend. Nach einem Kampfe von kaum stündiger Dauer streckte der Professor die Waffen. Er war in großer Aufregung, wischte sich den öligen Schweiß vom rothen Gesicht und theilte den Umstehenden unter heftigen Gesticulationen mit, daß er die Niederlage einzig und allein der Tollkühnheit verdanke, seinem Gegner, so zu sagen,

in die Zähne rochirt zu haben. Seine Partie habe schon so vortrefflich gestanden und die Vorzüge seiner Eröffnung in's hellste Licht gestellt! Während dieser Lamentationen öffnete der Bediente des Schachautomaten das Tabouret unter ihm, damit sich die Anwesenden überzeugten, daß außer Rädern, Ketten und Schnüren nichts darin verborgen sei. Die Frage eines der Zuschauer, ob der Automat auch das gespielte Debüt angeben könne, beantwortete der Diener damit, daß er ein Blatt Papier auf das Schachbrett legte und ihm ein Bleistift in die Hand drückte. Zu unserem Erstaunen begann Herr Ajeb sogleich langsam in großen, unbehilflichen, aber leserlichen Buchstaben zu schreiben. Als er damit fertig war, ergriff der Diener das Blatt und las: „Rhinocerosgambit." Ein schallendes Gelächter des Publikums, das zumeist aus den Besuchern des Café Dominique bestand, belohnte die Bosheit des Automaten. Der Schachprofessor schleuderte dem Türken einen wüthenden Blick zu, raffte dann hastig seinen Hut auf und stürmte hinaus.

Schachoriginale.

III.

Onkel Pascha.

Wenn ich in meinem Buche der Erinnerungen blättere, sehe ich bald hier bald dort Gesichter auf-

tauchen, die mich mit vertraulichem Nicken grüßen und mir jene glückliche Zeit in's Gedächtniß zurückrufen, wo ich, ein übermüthiges Fohlen, auf der buntfarbigen Wiese der vierundsechzig Felder umhersprang und bald von den saftigen Gräsern und duftigen Kräutern des Bilgnerschen Handbuches, jenes gewaltigen Speichers der Schachwissenschaft, naschte, bald mit Altersgenossen, hinten und vorn ausschlagend, dahin galoppirte, daß die Mähne im Winde flatterte.

Da war jener wunderliche alte Herr, der Onkel eines Schulkameraden und Schachgenossen. So manchen Nachmittag der schönen Sommerferien — während der Schulzeit besuchten wir in D. das Gymnasium — „zabelten" wir mit ihm, dessen Vorliebe für das königliche Spiel ebenso groß war, wie seine Auffassung desselben seltsam. Das Zeitwort „zabeln" hatte er vom altdeutschen „Schachzabel" abgeleitet und brauchte es stets für „Schachspielen". Nicht weniger absonderlich waren seine Schachfiguren, zu welchen das Thierepos „Reineke Fuchs" die Modelle geliefert hatte. König und Königin wurden durch Nobel, den Löwen, nebst Frau Gemahlin repräsentirt, die beide auf stattlichen Thronen saßen. Die Läufer wiesen das Portrait des Gebieters von Malepartus, des Vielschlauen. Er sah im Federhut, Wams, Degen und umgehängter Gnadenkette gar stattlich aus. Die Springer wurden durch Hinz, den Kater, vertreten, der in Stahlkappe, Büffelwams und mächtigen Kanonenstiefeln einem verwegenen Pappen-

heimer glich. Die Thürme waren das Konterfei Brauns, des Bären, wie ihn der geniale Griffel Wilhelm Kaulbach's mit so prächtigem Humor gezeichnet hat. Dazu kamen die Bauern in Gestalt Freund Lampes, wie er zierlich auf den Hinterbeinen sitzt.

Das Aeußere des alten Herrn war wunderlich wie seine ganze Persönlichkeit. In einen bunten türkischen Schlafrock gehüllt, der um seine dürren Glieder schlotterte, auf dem Kopfe einen rothen Fez mit großer goldener Troddel, sah er stattlich wie ein Tuckumer Pascha von drei Roßschweifen aus. Die lange Pfeife, aus welcher er beständig paffte, vervollständigte das Bild des Haremsgewaltigen. Wir hatten ihm daher den sehr bezeichnenden Namen „Onkel Pascha" gegeben. Ging es an eine Aufstellung der Figuren, so rief er mit Stentorstimme, wie ein Feldherr Angesichts seiner Truppen: „Rechts ein weißes Eckfeld!" und „die weiße Königin auf ein weißes, die schwarze auf ein schwarzes Feld!" Accurat und ordnungsliebend bis zur Pedanterie, konnte er es nicht ausstehen, wenn die Figuren nachlässig aufgestellt wurden, so daß sie nicht genau die Mitte des jeder von ihnen zustehenden Quadrats einnahmen, und rückte die feindlichen Steine mit eigener Hand zurecht. So sah er auch darauf, daß sämmtliche Figuren mit dem Gesichte der feindlichen Schlachtordnung zugekehrt waren. Schließlich prüfte er die Aufstellung nochmals durch ein mächtiges

Vergrößerungs-, sogenanntes Brennglas, das er wie ein Lorgnon vor sein rechtes Auge hielt, und fand er alles in Ordnung, so schwenkte er es zum Zeichen, daß die Schlacht beginnen könne, wobei er ein kriegerisches: „Drauf und dran!“ erschallen ließ.

Seine Vorliebe für Symmetrie verleugnete sich auch während des Spieles nicht, und er konnte frohlockend darauf hinweisen, wenn sich durch die zufällige Lage der Steine das Bild einer geometrischen Figur darbot. Ja, er widerstand nicht immer dem Gelüste, für einen auf der Hand liegenden, starken Zug einen minderwerthigen zu machen, wenn dadurch der Symmetrie Vorschub geleistet wurde. In der That eine besondere Auffassung vom Wesen des Schachspiels, und man kann daraus Schlüsse auf seine Spielstärke ziehen! Er war aber auch ein Stümper in des Wortes verwegenster Bedeutung, obwohl er viel und leidenschaftlich gern „zabelte“. Wir Jungen waren ihm bald über, indem wir nicht selten mit Erfolg auf seinen symmetrischen Sparren speculirten. Um unseren Eifer zu entflammen, — an schönen Sommertagen zogen wir es vor, Kurni, Butterloch und wer weiß was noch zu spielen — setzte er für den Gewinner Preise aus, welche aus einem Apfel, einer Apfelsine oder einer Handvoll Pfeffernüsse bestanden. Da er aber, wenn es ihm gelang, den Sieg davonzutragen, dem Unterlegenen die Prämie verdoppelte, — sein gutes Herz wollte uns wohl über das Unglück der

Niederlage trösten — so führte er unsere Tugend in eine starke Versuchung, aus der sie nicht immer siegreich hervorging. Die Ungenirtheit, mit welcher mein Kumpan dieses lucrative Geschäft Niederlagen zu erleiden betrieb, schien dem Alten doch zuletzt verdächtig zu sein, und als ersterer eines Tages drei Partien nach einander verlor, d. h. zwei von ihnen, welche schon so gut wie gewonnen waren, einfach wegwarf, langte Onkel Pascha 6 Pfeffernüsse hervor, die er mit einem malitiösen Lächeln dem Besiegten als einen „Ersatz" für die ausgesetzten drei und erhofften sechs Apfelsinen überreichte. Das lange Gesicht des in seinen schönsten Berechnungen Getäuschten reizte mich zu einem schadenfrohen Lachen, das ich aus Respect vor dem Onkel Pascha nur mit Mühe unterdrückte. Dieser Vorfall führte uns auf den Pfad der Tugend zurück, und Onkel Pascha hatte seitdem mehr Niederlagen zu verzeichnen, als ihm lieb war.

Von Schachautoritäten und der gesammten Theorie hielt er nichts. „Was hilft's ihm", — sagte er, von einem Schachmeister seiner Einbildung redend, — „wenn er alle Züge auswendig kennt? Symmetrie kann man doch nicht aus den Büchern lernen!" Als wir ihm von den Triumphen Paul Morphy's erzählten, schüttelte er nur lächelnd den Kopf, daß die große goldene Troddel am rothen Fez wackelte, und meinte: „Er soll nur kommen, der großmaulige Yankee! hinter dem Berge wohnen auch Leute!" Daß er unter diesen

Leuten vorzugsweise sich im Auge hatte, war leicht zu errathen, denn er dachte nicht gering von seiner Meisterschaft im Spiel, das er, wie er glaubte, nach allen Regeln der Kunst, d. h. symmetrisch, betrieb. Es ist freilich kein Wunder, daß Onkel Pascha so große Stücke auf seine Schachkunst hielt, war er doch aus dem kleinen Städtchen, seinem Geburtsort, nie herausgekommen. Er galt hier für ein Schachlumen, denn die beiden anderen eingeborenen Schächer, der Apotheker und der Postmeister, waren noch größere Böhnhasen als er. Ich war bereits Kostgänger der alma mater Dorpatensis, als mein alter Schachcollege und damaliger Studiengenosse mir die Trauerbotschaft überbrachte, daß Onkel Pascha „ausgezabelt" habe. „Wie alle große Männer", fügte mein Gewährsmann hinzu, hat auch Onkel Pascha in seinen letzten Worten die Quintessenz seines Lebens und Strebens gegeben. Galilei sagte im Angesicht des Todes: „Und sie bewegt sich doch!" Herder starb mit dem Ausspruch: „Licht, Liebe, Leben!" Goethe rief, als der Schatten des Todes ihm das Auge verdunkelte: „Mehr Licht!" und Onkel Pascha röchelte: „Nur symmetrisch!"

Schachoriginale.

IV.

Der Backfisch.

Unter den Habitués der Schachbörse bei Dominique fiel dem aufmerksamen Beobachter ein kleiner, ältlicher

Herr auf. Er hatte ein blasses, bartloses Gesicht, kleine, graue Augen, welche hinter der goldenen Brille halb ängstlich, halb mißtrauisch hervorlugten, dünne Lippen, die er gewöhnlich fest zusammengepreßt hielt, als ob er fürchtete, daß sie unversehens etwas ausplauderten, und herabgezogene Mundwinkel, die der ganzen Physiognomie etwas Mürrisches, Griesgrämiges verliehen. Wenn sich dieses Gesicht aber zu einem sauertöpfischen Lächeln verzog, war es, als glitte ein von Wolken gedämpfter Sonnenstrahl über eine Regenlandschaft.

Nikolai Sergejewitsch Galkin — so hieß der kleine, ältliche Herr — war Junggeselle und lebte als verabschiedeter Beamter von seiner Pension und den Zinsen eines kleinen Capitals, das er sich im Laufe der Jahre von seinem Gehalt erspart hatte. Methodisch, wie er in allen Dingen war, hatte er den Tag in Abschnitte getheilt und jedem derselben eine bestimmte Verrichtung zugewiesen. Er stand einen Tag wie den anderen zur festgesetzten Zeit auf, speiste, ging spazieren, studirte Kursberichte, ging zu Bett, — alles mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks. So erschien er täglich mit dem Glockenschlage fünf, den unvermeidlichen Cylinder auf dem Kopfe, den Regenschirm in der Hand, bei Dominique, wo er von seinen guten Bekannten mit einigen Scherzworten begrüßt wurde. Es ist eine allgemein beobachtete Thatsache, daß sich in jedem Kreise menschlicher Wesen, mag er noch so

groß oder noch so klein sein, wenigstens eines findet, das den anderen zur Zielscheibe ihres Witzes dient. Diese Rolle spielte nun auch Nikolai Sergejewitsch im Schächerkreise bei Dominique und schien sich darin nicht gerade unbehaglich zu fühlen, denn trotz seines anscheinend sauertöpfischen Wesens war er doch einem gut gemeinten Scherze, selbst wenn er auf seine Kosten verübt wurde, nicht unzugänglich und konnte sogar hin und wieder selbst aggressiv werden. Nikolai Sergejewitsch gehörte zu den Verehrern des königlichen Spieles und durfte als ein achtungswerther Gegner in den Schranken Caïssa's gelten. Das Sonderbare aber war, daß er sich bei der Aufforderung zu einer Partie geberdete wie ein Dämchen, das seine Kunstfertigkeit auf dem Clavier zeigen soll. Und doch spielte er sehr gern und sträubte sich nur, weil es einmal in seinem Wesen lag, widerhaarig zu sein und sich bitten zu lassen. Das wußten seine Schachkumpane und neckten ihn weidlich wegen seines zimperlichen Benehmens. Gewöhnlich entspann sich eine Unterhaltung wie die folgende:

— Nun, Nikolai Sergejewitsch, sollen wir nicht einen Gang machen?

— Ach, gehen Sie doch! Ich bin eben erst gekommen. Ich bin noch ganz echauffirt!

Nikolai Sergejewitsch näselte etwas und dabei hatte seine Stimme eine so hohe Lage, daß man aus einiger Entfernung an dem Geschlechte ihres Eigen-

thümers irre werden konnte. Dieser Umstand wie sein zimperliches Wesen hatten Nikolai Sergejewitsch den Spitznamen „Institutka" eingetragen, was etwa durch „Backfisch" zu übersetzen wäre.

— Wie? Sie sehen schon eine halbe Stunde dem Spiele zu! Kellner, die Schachsteine!

Sie werden gebracht.

— Nun, Nikolai Sergewitsch, jetzt kann's losgehen! Wir werden gleich sehen, wer anzuziehen hat.

— Ach Gott, wie Sie einen Menschen plagen können! Ich bin zum Spielen gar nicht aufgelegt und möchte lieber zusehen.

— Ach was, Nikolai Sergejewitsch! So jung kommen wir nicht wieder zusammen. Sie sind mir auch Revanche schuldig. . . Aha, Sie ziehen also an!

Nikolai Sergejewitsch hat zögernd, gleichsam einer unwiderstehlichen Gewalt widerwillig folgend, die eine der ausgestreckten Fäuste des Gegners berührt, welche je einen schwarzen und einen weißen Stein umschließen, und ruft in keifendem Tone:

— Aber nur eine Partie! Man muß so etwas mit Ihnen immer vorher abmachen, sonst können Sie kein Ende finden!

Schwieriger war es, Nikolai Sergejewitsch zu überreden, wenn er verdrießlich gestimmt war oder aus irgend einem Grunde gar nicht zu spielen beabsichtigte. Es wurde dann eine Angel ausgeworfen,

an deren unter der Lockspeise verborgenem Haken Nikolai Sergejewitsch gewöhnlich hängen blieb. Der schlaue Fischer begann nämlich eine Lieblingseröffnung seines Opfers, indem er abwechselnd für die Weißen und Schwarzen zog, bis er an einem streitigen Punkt angelangt war, und wandte sich dann an Nikolai Sergejewitsch mit der Apostrophe:

— Ich halte Ihren Zug dennoch für falsch, obwohl Sie neulich damit gegen mich reüssirten. Ich brauche nur so zu antworten, und der Angriff ist so gut wie abgeschlagen.

Nikolai Sergejewitsch war Theoretiker und studirte mit Vorliebe die Eröffnungen. An seiner kitzligsten Stelle getroffen, konnte er nicht umhin, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben.

— Bah! näselt er geringschätzig — darauf brauche ich nur den Springer nach f6 zu ziehen

— So? Und wenn dann der Läufer auf c4 rückt?

— Folgt d7 — d5 mitunwiderstehlichem Angriff!

— Das wollen wir doch sehen! bemerkt der schlaue Gegner, und ehe sich Nikolai Sergejewitsch dessen versehen, sitzt er am Schachbrett und ist bis über die Ohren in's Spiel vertieft.

Wenn er die Partie gegen Jemand gewann, der ihm einen Stein vorgegeben hatte oder den er für schwächer hielt, so rief er in scheltendem Tone: „Ich habe es schon lange gesagt, daß Sie mir nichts vorgeben können!" oder „Sie können ohne Vorgabe mit mir

nicht spielen! Sie machen zu grobe Fehlzüge und sehen nichts!" Verlor er, so klagte er: „Das kommt davon, daß ich mich zum Spielen beschwatzen ließ! Ich bin heute wie blind, kann nicht die Königin vom Bauern unterscheiden!"

Eines Tages spielte er mit Schiffers und gewann die Partie durch ein hübsches Opfer, was ihm, so sehr er es zu verbergen suchte, viel Vergnügen machte. Kaum aber öffnete er den Mund zu einem seiner stereotypen Scheltworte, als Schiffers seinen näselnden, grämlichen Ton mit täuschender Treue nachahmend, sagte: „Das kommt davon, daß ich mich zum Spiele beschwatzen ließ! Ich bin heute wie blind, kann nicht die Königin vom Bauern unterscheiden!"

Verdutzt blickte Nikolai Sergejewitsch den Spötter an und stimmte dann mit einem sauersüßen Lächeln in das Gelächter der „Gallerie" ein.

Wie ich das Blindspiel erlernte.

Das Beispiel des großen Amerikaners hatte auch mich zur Nachfolge angespornt, und manche schöne Stunde, die weiser und nützlicher durch das studium litterarum ausgefüllt worden wäre, verwandte ich dazu, die Kunst des Blindspieles zu erlernen. Nachdem ich über die Anfangsgründe hinausgekommen, d. h. als ich bereits im Stande war, mir das Brett in leidlicher Klarheit geistig vorzustellen, ging es an

das Manövriren mit den Figuren, resp. an's Spielen. Dazu bedurfte ich aber durchaus eines Schächers, der das Gegenspiel übernahm. Mit Freund Cl., der sich im Geheimen gleichfalls eifrig im Blindspiele übte, mochte ich meine ersten tappenden Versuche nicht machen; das litt meine Eitelkeit nicht. Als fertiger Virtuose gedachte ich ihn bodenlos zu verblüffen. Nun war es aber nicht leicht, einen geeigneten Gegner zu finden, der schwach genug spielte, daß ich vor ihm nicht zu erröthen brauchte, und doch so viel vom Spiele verstand, um die Züge nicht zu verwechseln, wenn er sie nach der Notation auffinden oder in dieselbe umsetzen sollte. Da es nicht besonders unterhaltend ist, Zeuge der ersten stolpernden Schritte eines angehenden Blindspielers zu sein, so hielt es schwer, das geeignete „Versuchsthier" zu finden. Ueberredung, Bitten, ja Bestechung in Gestalt von Aepfeln und Kuchen, — mit einem Worte, alles wandte ich daran, um die Widerhaarigen willig zu machen. War mir endlich das schwere Werk gelungen, und ich hatte mein Schlachtopfer kirre gemacht, so nahm ich Platz, das Gesicht zur Wand gekehrt, vor mir ein Tischchen mit Wasserkaraffe und Glas, denn so hatte ich's bei Paul Morphy gelesen, während mein Gegner die Soldaten zur Schlacht ordnete. O Blindspiel, du Zwitter aus grübelndem Verstande und gaukelnder Phantasie, wie wird mir zu Muthe, wenn ich der Stunden voll „entzückender Marter" und

„qualvoller Luft" gedenke, die ich in deinem Banne verträumte! Die ersten Züge, so lange das Bischen Theorie vorhielt, ging es ganz munter; kaum aber verließ der Gegner den gebahnten Weg, da begann das Elend. Dichter und dichter wurde der Wald: umgestürzte Stämme, Gestrüpp und Dornen versperrten den Pfad, der bewölkte Himmel ließ nicht einmal die Himmelsrichtung erkennen, und ich sah mich gleich dem tauchlustigen Jüngling in Schiller's Ballade allein in der traurigen Oede, unter Larven die einzige fühlende Brust. Allmählich hatte sich ein immer dichter werdender Nebelschleier auf das vor meinem geistigen Auge schwebende Schachbrett niedergelassen. Nur hier und da zeichneten sich die undeutlichen Umrisse einer Figur ab. Im Kopfe eine trostlose Wüstenei, — so starre ich die Wand vor mir an. An mir ist die Reihe zu ziehen. Ich raffe mich zusammen. „Kurze Rochade!" rufe ich mit verzweifelter Entschlossenheit. Eine kleine Pause. Dann tönt die Stimme meines Gegners: „Geht nicht! Der Läufer steht noch auf seinem Platz." Natürlich! Ich habe mich nur versprochen. Ich meinte den Läufer . . . auf . . . auf c4." „Geht auch nicht! auf e2 steht der Springer." Niederschmetternd, wahrhaft scheußlich! Noch ein paar Versuche, wie sie ein Ertrinkender macht, um sich über Wasser zu halten, — und dann breche ich die Partie als „unentschieden" ab, was mein boshafter Gegner mit einem höhnischen Gelächter begrüßt.

Schmerzlicher noch war es, wenn ich in der Folge, als ich in der Kunst des Blindspieles bereits Fortschritte gemacht hatte, die so gut wie gewonnene Partie durch einen groben Fehlzug verlor, dem ungeübte Blindspieler zumeist ausgesetzt sind. Dagegen der Triumph, als es mir zum ersten Mal gelang, eine Partie regelrecht bis zum siegreichen Ende zu führen! Kein römischer Feldherr, der den Siegeskranz auf dem Haupte, von seinem tapferen Heere und einer zahllosen jubelnden Volksmenge geleitet, die via triumphalis zum Forum hinaufzieht, kann stolzer auf seinen glänzend beendigten Feldzug zurückblicken, als ich auf meinen ersten Sieg à l'aveugle war.

Unter den baltischen Schachmeistern, welche sich mit Erfolg im Blindspiele versucht haben, sind außer Lionel Kiseritzky zu nennen H. Clemenz und Fr. Amelung. Es mögen zwanzig und einige Jahre zurück sein, als ich mit Letzterem ein spaßhaftes Abenteuer erlebte, dessen Angelpunkt eine Blindlingspartie war. Ich hatte die Einladung Amelung's angenommen, einige Wochen bei ihm auf der von D. etwa 50 Werst entfernten Spiegelfabrik, deren Eigenthümer und Chef er noch heute ist, zu verbringen. Da mein Freund zur Zeit gerade seiner Geschäfte wegen in D., meinem damaligen Wohnorte weilte, so traten wir gemeinsam die Reise an.

Es war eine schöne Sommernacht, und der Weg vortrefflich. Auf den Vorschlag meines Freundes

begannen wir eine Blindpartie, worüber wir bald unsere Umgebung und uns selbst vergaßen. Wir hatten ungefähr die Hälfte unseres Weges zurückgelegt, da geschah ein Schwanken, ein Krachen, — und wir lagen im nächsten Augenblick im Straßengraben, der an dieser Stelle zum Glück nicht tief war. Als wir uns so weit vom Schreck erholt hatten, um unseren Schaden zu besehen, fand es sich, daß wir außer einigen geringfügigen Beulen und Quetschungen ohne Unfall davongekommen waren. Unser Rosselenker, der im Kruge, wo wir anhielten um die Pferde etwas verschnaufen zu lassen, das empfangene Trinkgeld in Branntwein umgesetzt hatte, war in Folge der genossenen Libation aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Kutschbock eingeschlummert; das hatten dann die Gäule benutzt, sich ihrer Last in den Graben zu entledigen. Der Wagen wurde durch unsere vereinten Anstrengungen, auch des Kutschers, den der Schreck ernüchtert hatte, wieder auf den Weg gebracht, und wir setzten unsere Reise fort. Und die so unverhofft wie jählings unterbrochene Schachpartie? Wir hätten keine rechten Jünger der kampfesfreudigen Göttin sein müssen, wenn ein so unbedeutender Unfall genügend gewesen wäre, uns von der Fortsetzung der Partie abzuschrecken. Kaum saßen wir daher wieder im Wagen, so wurde, um mit dem unvergeßlichen „Pascha" zu reden, weiter „gezabelt", bis wir vor dem Wohnhause meines Freundes hielten. Schon standen dienstbare Geister

bereit, uns und unser Gepäck in Empfang zu nehmen. Allein ihr Herr wehrte ihnen stumm ab, und nach einem Schweigen, das mehrere Minuten währte, erhob er die Stimme und sagte mir ein Matt in vier Zügen an, welches sich nachher als völlig richtig erwies. Unvergeßlich ist mir das Bild, welches sich mir inzwischen darbot. Die Nacht war so finster, daß durch den Lichteffect, welcher von den Kerzen eines Armleuchters ausging, ein romantisches Halbdunkel entstand. In dieser Rembrandtschen Beleuchtung traten, unmittelbar vom Kerzenscheine getroffen, die Gesichtszüge eines vierschrötigen Bedienten und zweier rothwangigen Mägde hervor. Alle Drei starrten uns — ein Bild unbegrenzten Staunens — mit aufgerissenen Augen und offenem Munde an. Erst das Leben, welches nach dem glücklich ausgetiftelten Matt in ihren Herren kam, löste auch ihren Bann. Was für Gedanken haben sich wohl die Drei gemacht, als sie uns schweigsam und unbeweglich im Wagen verharren sahen, als gedächten wir hier zu übernachten? Bereits in der Thür des Hauses, wandte ich mich um und sah den Bedienten, wie er sich mit dem Zeigefinger bedeutungsvoll die Stirn rieb, und glaubte das Wort zu verstehen, das er dabei mit gespitzten Lippen seinen Gefährtinnen zuflüsterte. Es lautete: „Verrückt!"

Skizzen aus dem Schachleben.

I.

In der Tafelrunde Caïssas, unter den Paladinen der Schachgöttin nimmt unser Landsmann Michael Tschigorin eine bevorzugte Stellung ein. Während seine Mitbewerber um die Palme des Sieges auf Turnieren und in Matchen nach dem löblichen Grundsatz: Vorsicht ist die Mutter des Porcellantopfes sich nur ausnahmsweise in animirter Stimmung, oder wenn sie nichts mehr zu verlieren haben, auf das Glatteis lebhafter und darum auch gefährlicher Eröffnungen wagen, sind diese das eigentliche Element Tschigorin's. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, stürzt er sich kühn in jede Gefahr, ohne viel danach zu fragen, ob er auch mit heiler Haut entkommen werde. Oder ist es der Instinkt des Genius, welcher ihm zuflüstert: Wo gewöhnliche Menschenkinder sich zu Fuß den Hals brechen, kommst du mit Vieren durch?

Im letzten Match mit Wilhelm Steinitz, eröffnete er eine Partie mit dem Steinitz-Gambit, einem Debüt, welches nach vielen, zum größten Theil verunglückten Versuchen seines Erfinders es zu Ehren zu bringen, so ziemlich in Mißcredit gerathen ist, und die letzte des Wettkampfes mit dem kaum in besserer Reputation stehenden Springergambit. Tschigorin verdankt seinen Erfolge im Schachspiel nicht allein seiner großen natürlichen Begabung, sondern auch dem rastlosen,

glühenden Eifer für dasselbe. Ich habe noch Niemand gesehen, dem das Spiel so sehr Ernst ist, wie ihm. Er begnügt sich nicht mit dem Gewinne, nicht mit dem Vergnügen, welches durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Combinationen hervorgerufen wird, — nein, er forscht nach etwas, was den gewöhnlichen Schachspieler kalt läßt, nach den oft sehr versteckten Gründen von Gewinn oder Verlust. Hat er eine Partie beendet, so läßt er sich die Mühe nicht verdrießen sie sorgfältig zu analysiren, nach dem Grundsatz, daß man am besten durch die eigenen Fehler belehrt wird. Oft, wenn ich die Geduld verlor, wußte er mich durch Bitten und Drängen zu weiteren Untersuchungen zu animiren, und mehr als eine Nacht hielt er mich solchergestalt am Schachbrett fest, bis die Morgensonne uns an die vergeudete Nacht und den angebrochenen Tag mahnte. Wie scharfsinnig, genau und umfassend die analystischen Glossen sind, mit welchen Tschigorin Partiestellungen erläutert, ist allgemein bekannt. Das von Tschigorin seiner Zeit redigirte, leider eingegangene Schachblatt: „Шахматный Листокъ“ kann als eine wahre Fundgrube vortrefflich analysirter Partien gelten, und die bedeutendsten Theoretiker haben darin Verwerfungen und Zurechtstellungen ihrer Anmerkungen erfahren müssen.

Nie konnte ich wahrnehmen, daß er Anzeichen von Müdigkeit oder Unlust geäußert hätte. Er war eben nicht wie ich und viele Andere Volontär, —

nein, ein echter, rechter Soldat Caïssas. Das Schachspiel nahm so sehr sein Interesse in Anspruch, daß ich bezweifle, ob er — ich rede von einer Zeit, die etwa fünfzehn Jahre zurückliegt — ein anderes hatte, und wenn dies der Fall war, so konnte es nur ein flüchtiges, vorübergehendes sein. Durchaus nicht unempfindlich für Frauenreize, gab Tschigorin von allen Vertreterinnen des schönen Geschlechts der Schachdame den Vorzug. Boshafte Zungen behaupten, daß er eine junge liebenswürdige Dame, der er viel Aufmerksamkeit schenkte, jäh verließ, als er von ihren rosigen Lippen eine wegwerfende Bemerkung über das „dumme" Schachspiel vernahm.

Tschigorin, wie er mir noch jetzt vor Augen steht, war von mittlerem, schlankem Wuchse. Sein bräunlicher Teint wurde von dunklem, fast schwarzem Haar und Bärtchen beschattet. Aus den regelmäßig geschnittenen Zügen blitzten zwei feurige Augen hervor. In allen seinen Bewegungen lebhaft, verleugnete er sein sanguinisches Temperament auch beim Sprechen nicht. Wenn er etwas auf dem Schachbrett erläuterte und dabei mit den Fingern unter den Figuren hin und herfuhr, mußte man alle Aufmerksamkeit zusammennehmen, um ihm zu folgen.

Seither hat sich Manches geändert, und auch Freund Tschigorin ist dem Schicksal alles Seienden nicht entgangen. So schlank, wie vor fünzehn Jahren, wird er wohl nicht mehr sein und nicht mehr so lebhaft

im Gebahren; schickt sich doch für einen weltberühmten Maëstro weit besser eine behäbige Fülle und bedächtige Würde.

Wenn unser vaterländischer Champion diese harmlose Plauderei zu Gesicht bekommt, gedenkt er vielleicht freundlich des Autors und der mit ihm sine ira aber cum studio ausgefochtenen Kämpfe.

Vorstehende Skizze wurde im Sommer 1892 geschrieben. Im Herbste desselben Jahres erfreute uns Tschigorin, einer Einladung des Rigaer Schachvereins folgend, mit seinem Besuche und legte im Simultanspiele mit 15 und dann gar 30 Gegnern Probe seiner glänzenden Meisterschaft ab. Auch den Autor dieses Büchleins würdigte er eines dreimaligen Ganges in den Schranken Caïssas, behandelte aber seinen einstigen Schachkumpan so schlecht, setzte ihn so derb auf den Sand, daß Letzterer es sich zum wahrhaft christlichen Verdienst rechnet, dem rücksichtslosen Sieger keinen Groll nachzutragen.

Bei Gelegenheit dieses Besuches überzeugte ich mich denn auch, daß der Zahn der Zeit — wie mein Freund Wippchen sagen würde — nicht spurlos an dem großen Maëstro vorübergegangen war. Einige Runzeln in der Denkerstirn und diverse Krähenfüße um die Augenwinkel verriethen es nur zu deutlich. Hatte ich mit meiner Muthmaßung betreffs der behäbigen Rundung seines Leibes recht, so fehlte dagegen die bedächtige Maëstro-Würde noch immer. Noch

immer war er lebhaft in seinem Gebahren und hastig in seinen Bewegungen. Ja, ich glaubte eine gewisse nervöse Unruhe, die ich in früheren Jahren an ihm wahrgenommen hatte, noch jetzt von Zeit zu Zeit in seinem Wesen zu bemerken. Diese Nervosität, welche bei einem von Natur hitzigen Temperament nicht sehr geeignet ist die zum Schachspiel so nothwendige Ruhe und Besonnenheit zu bewahren, dürfte in dem Matche Steinitz-Tschigorin nicht ohne Einfluß auf das Ergebniß desselben gewesen sein. Dafür scheinen besonders die beiden letzten Partien zu sprechen. Die vorletzte hat der russische Meister so stümperhaft gespielt, daß man nicht glauben mag, sie rühre von ihm her; und in der letzten, die für ihn so gut wie gewonnen war, übersieht er ein Matt in zwei Zügen!! Von den übrigen Eigenschaften der Schachmeisterschaft zu schweigen, — an Kaltblütigkeit, Ausdauer und Zähigkeit ist ihm Steinitz entschieden überlegen. Letzterer hat es wiederholt bewiesen, daß in einem Turnier oder Matche die volle Kraft seines Spieles sich erst gegen Ende entfaltet. Umgekehrt scheint es mit dem russischen Meister zu sein. Als ein vollendetes Meisterstück kann die erste Partie des Wettkampfes gelten. Sie ist von Anfang bis Ende mit einer Feinheit und Schneidigkeit gespielt, daß man den Bewunderern Tschigorins nicht verübeln kann, wenn sie an diesen schönen Sieg die ausschweifendsten Hoffnungen knüpften. Leider entsprach der Enderfolg nicht diesen Erwartungen. Aus dem Charakter und

Temperament der beiden Schachheroen wie aus dem ausgefochtenen Wettkampf scheint hervorzugehen, daß Tschigorin in hervorragender Weise für das Figurenspiel beanlagt und darin seinem Gegner überlegen ist, während Steinitz in der geschlossenen Eröffnung das entscheidende Uebergewicht behauptet.

Skizzen aus dem Schachleben.

II.

Um die Mitte der siebziger Jahre blühte in Petersburg ein gar reges Schachleben. Abends standen die gastlichen Räume des Schachclubs im Demidow-Pereulok offen, und den Tag über fand der kampflustige Jünger Caïssas im Café-Restaurant Dominique stets ebenso streitbegierige Gegner. Eine so große Anzahl starker Spieler hatte sich noch nie zuvor in der nordischen Metropole zusammengefunden. Da waren außer dem Altmeister Schumow, Schiffers, Tschigorin, Beskrowny, Petrowsky, der Verfasser dieser Zeilen und eine stattliche Schaar talentvoller Schüler, von denen sich mancher mit der Zeit zur Meisterwürde emporarbeitete. Unaufhörliche Kämpfe unter uns in Form von Turnieren, Matchen und freien Partien ließen unseren Eifer nicht erschlaffen. Nach einem harten Strauße mit einem ebenbürtigen Gegner suchten wir Erholung in Scharmützeln mit Feinden, denen

zur Ausgleichung der Kräfte ein oder mehrere Stücke vorgegeben werden mußten. Waren wir der leichten Kämpfe und Siege überdrüssig, so stürzten wir uns mit lodernder Streitlust in die männermordende Feldschlacht.

In Nachstehendem will ich versuchen, eine Charakteristik der genannten Schachmeister zu geben, so weit mir dazu die Erinnerung hilft, welche in den seither vergangenen drei Lustren einige Trübung erlitten hat.

Als ich im Herbst 1875 Schumow kennen lernte, machte er den Eindruck eines gut conservirten Fünfzigers. Von mittelgroßer, proportionirter Gestalt verfehlte er nicht durch sein gemessenes, würdevolles Benehmen auf die jungen Sprudelköpfe, die auch unter der ernsten Fahne der Schachgöttin anzutreffen sind, Eindruck zu machen. Aus seinem Lebenslauf ist mir so viel bekannt, daß er in seiner Jugend Seeoffizier war, dann den Dienst quittirte und als Beamter in's Marineministerium trat, in welchem er es bis zur Excellenz brachte. Der Typus seines Spieles war ein ruhiger, vorsichtiger, allen stürmischen Attaken abholder. Dafür war er in der Vertheidung sehr stark und wußte sich aus mancher schlimmen Lage durch ebenso unerwartete, wie feine Züge zu retten. In den Kämpfen mit Tschigorin, Schiffers und mir zog er meistenst den Kürzeren, was ihn dazu bewog, sich vom praktischen Spiele mehr

und mehr zurückzuziehen. Uebrigens war diese Aeußerung gekränkter Eitelkeit dem alten Herrn nicht zu verübeln: mußte er es doch ruhig geschehen lassen, daß ihm das viele Jahre geführte Schachscepter von jüngeren Händen entwunden wurde.

Als S. Winawer 1875 Petersburg besuchte, spielte Schumow mit ihm einen Match, den er mit 2 gegen 5 Gewinnpartien verlor.

Das war, so viel ich weiß, das letzte Mal, wo der russische Altmeister an einem Turnier oder Match theilnahm.

Als Problemkünstler hat sich Schumow durch seine symbolischen Aufgaben einen Namen gemacht. Die Rolle, welche im Reiche der Harmonie die Programmmusik spielt, versieht im Schachspiel die Symbol-Problemik. Hier wie dort stellt man sich ein Ziel, das dem eigentlichen Wesen der Musik wie des Schachspieles widerspricht. Wenn z. B. der Componist eines Tongemäldes durch Trommelwirbel, Hornfanfaren und Paukenschläge, welche für Kanonenschüsse gelten sollen, in uns ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild einer Schlacht zu erwecken sucht, so muthet er unserer Vorstellungskraft mehr zu, als sie zu leisten vermag. Fällt es schon an sich schwer, eine Begebenheit des realen Lebens vermittels der Phantasie sich wahrheitsgetreu zu versinnbildlichen, so ist dieser Proceß um so schwieriger, wenn die Phantasie in ihrem Fluge gleich einem Ballon captif behindert

ist. Die hemmenden Seile in der Musik sind die Tonmalereien. Es gehört in der That eine lebhafte Phantasie dazu, um den Intentionen des Componisten, insofern als sie uns etwas bildlich vorführen wollen, zu folgen. Während wir nun aber dem Apell an unseren Verstand gehorchen, geht uns darüber leicht das Musikalisch-Schöne des Tonwerks verloren.

Aehnlich verhält es sich mit der Symbol-Problemik. Der Componist legt einen Gedanken zu Grunde, der durch eine bildliche Figur veranschaulicht wird. So z. B. stellt eine Aufgabe einen Schlüssel dar mit der Aufschrift: „Der Schlüssel St. Petri", eine andere ein Kreuz: „Das Kreuz auf dem Grabe." Woraus hervorgeht, daß jener Schlüssel die Himmelspforte schließt, dieses Kreuz ein Grab ziert, bleibt uns der Problemkünstler schuldig und unsere Phantasie ist ohnmächtig, das Dunkel dieses Geheimnisses zu lüften. Die Beschränkung, welche sich der Componist bei dieser Art von Schachaufgaben betreffs der freien Bewegung der Figuren auferlegen muß, wirkt natürlich nachtheilig auf die Schönheit der Idee; dem Schachfreunde aber giebt die glückliche Lösung eines solchen Schachräthsels kein Aequivalent für die gehabte Anstrengung.

Ein Zeitgenosse der russischen Schachmeister Jänisch und Petrow, mit denen er manche geistreiche Partie spielte, hat Schumow sich ein unleugbares Verdienst um die Theorie und Praxis des Schachspiels erworben. Der ehrenvolle Nachruf, welchen ihm Tschigorin bei

seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode veröffentlichte, war daher ein wohlverdienter.

Skizzen aus dem Schachleben.

III.

Meine erste Begegnung mit E. Schiffers ereignete sich unter folgenden ergötzlichen Umständen. Es war an einem der ersten Tage nach meiner Ankunft in Petersburg — im Mai 1875 —, als ich in Begleitung meines Freundes das Café Dominique besuchte. An einem Schachtisch saß ein hochgewachsener, aber auffallend hagerer und engschultriger junger Mann, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Durch das lange, schwarze, buschig abstehende Haar, welches das blasse, regelmäßig geformte Gesicht umrahmte, erschien sein Kopf größer, als er in der That war. Die im Verhältniß zum Gesichte etwas kleinen Augen blickten hinter den Brillenläsern mit einem Ausdruck von Schläfrigkeit hervor. Die Partie ging ihrem Ende entgegen, und der Gegner des Schwarzen lag im letzten Stadium der Agonie. Endlich hatte er ausgelitten. Die Spieler erhoben sich von ihren Plätzen. Mein Begleiter, der von meiner Schachkunst mehr hielt, als sie es verdiente, redete mir zu, mit dem Sieger einen „Gang" zu machen. Ich hätte kein richtiger Schächer sein müssen, um

eine solche Gelegenheit vorüberzulassen. Meine Herausforderung wurde bereitwillig angenommen. In der Meinung, einen Schachstümper besserer Sorte vor mir zu sehen, — ein, wie mir vorkam, schwacher Zug des Schwarzen in der eben gespielten Partie hatte mich zu diesem Glauben verleitet — spielte ich nachlässig und verlor die Partie im Handumdrehen. In der zweiten Partie, die ich, durch den Mißerfolg beschämt, auf jeden Fall zu gewinnen beschloß, machte ich gleich anfangs einen derben Schnitzer und verlor nach hartnäckiger Gegenwehr. Zu meinem Verdruß mußte ich die Revanche auf ein anderes Mal aufschieben, da ich ein Mittagsessen, zu dem ich eingeladen war, nicht versäumen durfte.

Am nächsten Tage ging ich um dieselbe Zeit in's Restaurant, in der Hoffnung meinen Besieger von gestern anzutreffen, — und das Glück war mir hold. Der Schwarze ging auf meinen Vorschlag eine Partie zu machen mit zuvorkommender Höflichkeit ein, und der Kampf begann.

Diesmal waren unsere Rollen ausgetauscht. Hatte ich am Tage zuvor meinen Gegner unterschätzt und in Folge dessen leichtsinnig gespielt, so that dies heute mein Widerpart. Die Folge davon war, daß er die Partie bald aufgeben mußte. Den zweiten „Gang" eröffnete er mit dem Allgaier, und da mir dies Debüt in allen seinen Varianten wohlbekannt war, konnte es nicht fehlen, daß er auch diesmal die Waffen strecken mußte. Das Erstaunen der „Gallerie" machte

sich in einem beifälligen Gemurmel Luft, und da die beiden ersten Partien zusammen kaum zwei Stunden gedauert hatten, begannen wir die dritte. Sie wurde von beiden Seiten mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit gespielt und sah nach Remis aus, wurde aber von meinem Gegner in Folge eines Fehlzuges im Endspiele verloren. Mein Freund, der mich auch diesmal begleitet hatte, war über meinen dreimaligen Sieg sehr vergnügt und wünschte mir dazu Glück, wobei er meinen Namen nannte. „Sie heißen A?" wandte sich der Schwarze wieder zu mir. „Nun da kann ich mich über meine Niederlage trösten," fügte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu. „Ich kenne Sie aus der Schachzeitung. Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Mein Name ist Schiffers." Jetzt war die Reihe an mir, mich zu freuen, denn der Ruf von seiner Spielstärke war längst zu mir gedrungen. Darauf stellte er mich einigen Schachspielern vor, welche Zeugen unseres Kampfes gewesen waren. Unter ihnen fiel mir ein junger Mann im Anfange der Zwanziger, von bräunlichem Teint, dunklem Haar und intelligenten Zügen auf. Es war Michael Tschigorin.

Am selben Abend arrangirte ein Schachfreund in seiner Wohnung ein Handicap-Turnier in Gängen, an welchem sechs Spieler theilnahmen, darunter Schiffers und Tschigorin. Ich hatte das Glück, den ausgesetzten Preis zu erringen.

In den vier Jahren, die ich in Petersburg verlebte, kämpfte ich mit Schiffers noch oftmals, ohne daß sich ein nennenswerthes Uebergewicht auf der einen oder anderen Seite gezeigt hätte. Doch glaube ich, daß ein solches auf Seite Schiffers gewesen wäre, wenn nicht so manche Partie seiner Indolenz zum Opfer gefallen wäre. Zu bequem, jeden seiner Züge gehörig zu überlegen, zog er manchmal auf gut Glück. Wenn er gut aufgelegt war, spielte er ebenso energisch wie elegant. Die Partie gegen Harmonist im Frankfurter Turnier ist ein schönes Beispiel seiner Spielweise.

Außer dem Schachspiel fand ich noch manches, was mir den Verkehr mit Schiffers interessant machte. Er hatte auf der Universität zu Petersburg studirt und sich einen Schatz von Wissen und allgemeiner Bildung angeeignet. Namentlich zog mich sein Humor an, der manche drastische Blüthe trieb. So war er eines Abends bei mir zum Thee, und das Gespräch kam auf das hastige, nervenzerrüttende Leben einer Großstadt. Als geborener Residenzler bestritt Schiffers dies und meinte, es sei damit nicht so schlimm. „Wie denn nicht?" entgegnete ich, „hat man wohl Tag oder Nacht Ruhe vor dem betäubenden Wagengerassel und sonstigem Lärm? Horchen Sie nur, und Sie werden mir Recht geben." Es war eine warme Juli-Nacht, und durch die offenen Fenster, welche in den Hof gingen, drang wie das Gebrause der Meereswogen

das dumpfe Tosen der Weltstadt. Ich nahm daraus Anlaß, mein Mißgeschick zu beklagen, das mich dazu verdammte, den Sommer in dieser staubigen, übelriechenden Atmosphäre zu verweilen, statt die reine Landluft zu athmen. „Ach, was gäbe ich darum", rief ich tragisch aus, „wenn ich in diesem verwünschten Nest von Backstein einen redlichen Haushahn krähen hörte!" „Dieses Vergnügen könnten Sie billig genug haben," meinte mein Gast; „ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht unlängst eben auf diesem Hofe einen solchen Dorfsultan inmitten seines Harems herumstolzieren sah." Gleich darauf verließ ich das Gemach, um etwas aus dem Nebenzimmer zu holen. Da vernahm ich vom Hofe her ein so energisches Krähen, daß ich fast erschrocken aufhorchte. „Nun, da haben Sie den Beweis meiner Behauptung," rief mir Schiffers zu, als ich zu ihm zurückkehrte. Ehe ich antworten konnte, erschallte ein abermaliges Krähen, aber aus viel weiterer Entfernung, als das erste Mal. Diesmal erstaunte auch Schiffers und brach dann in ein schallendes Gelächter aus. Ich fragte ihn verwundert nach der Ursache seiner Fröhlichkeit und erfuhr, daß er selbst die Rolle des ersten Hahnes gespielt habe; dagegen sei das wiederholte Krähen eine Antwort gewesen, die offenbar aus der Kehle eines echten „Hauspropheten" kam. „Es ist in der That überraschend," fuhr Schiffers fort, „denn so lange ich die Ehre habe, Einwohner dieses Nestes von Backstein

zu sein, wie Sie die nordische Palmyra respektwidrig bezeichnen, sind mir in selbiger Repräsentanten des Hühnervolkes in keiner anderen Gestalt zu Gesicht gekommen als gekocht oder gebraten. Bis heute hätte ich das Krähen eines Hahnes im Weichbilde Petersburgs für eine schöne Mythe gehalten; vor der Gewalt der Thatsache muß ich jedoch verstummen."

Ein anderes Mal hätte uns die Virtuosität Schiffers' Thierstimmen nachzuahmen beinahe in Verlegenheit gebracht. Wir waren im „Zoologischen Garten" und standen gerade vor den Käfigen mit verschiedenem Raubzeug, als es meinem Begleiter einfiel wie eine Katze zu miauen und wie ein Hund zu bellen. Da erhob sich aber unter der werthen Gesellschaft hinter Schloß und Riegel ein solcher Tumult, daß wir froh waren das Weite suchen zu können.

Unter den Schachgegnern Schiffers war ein „Thurmpigeon„*) welcher die üble Angewohnheit hatte, Züge zurückzunehmen, wobei er nachträglich „j'adoube!" rief. „Ich werde ihn schon davon curiren", sagte Schiffers lachend.

Einige Tage nachher spielte er mit dem „Schachkrebs", wie er den „Rückschrittler" getauft hatte, und letzterer kam schließlich so sehr in Vortheil, daß sein Sieg gewiß zu sein schien. Da bot sich Schiffers ein Damenopfer dar, durch welches er in wenig Zügen

*) Ein Spieler, der den Thurm vorbekommt.

die Partie zu seinen Gunsten entscheiden konnte, das heißt, wenn das Opfer angenommen wurde: andernfalls war es ein unnützer Zug und beschleunigte nur den Untergang der eigenen Partie. Schiffers that den Zug, griff aber gleich wieder, wie entsetzt über den begangenen Fehler, nach der preisgegebenen Königin und murmelte „j'adoube!" „Halt!" rief sein Gegner energisch. „Das geht nicht! pièce touchée — pièce jouée! Sie hatten die Figur nicht nur berührt, sondern auch schon gerückt und die Hand fortgezogen. Das „j'adoube" kam also zu spät."

Schiffers stellte ihm dagegen vor, daß er selbst häufig Züge zurücknehme, und was dem Einen recht, sei dem Anderen billig. Betreffs der Zurücknahme von Zügen bestritt nun der Angegriffene das Epitheton „häufig", und wenn es früher hin und wieder geschehen sei, so habe er sich vorgenommen, es nicht wieder zu thun, „denn man lernt dabei nichts" u. s. w. „Gut!" sagte Schiffers resignirt, „ich will die Dame opfern, wenn Sie versprechen, niemals wieder Züge zurückzunehmen."

„Ich versprech' es."

Schiffers that den Zug, worauf der Schachkrebs die Dame mit heimlichem Schmunzeln einsackte. „Schach!" rief Schiffers. Der Schachkrebs zog. „Schach!" Der Schachkrebs zog wieder. „Schach!" zum dritten Mal. Der Schachkrebs starrte auf das Schachbrett und rief dann in einem Tone, der aus

Schreck und gerechter Entrüstung gemischt war: „Aber ich bin ja matt!" „Wahrhaftig," bestätigte Schiffers mit erheucheltem Erstaunen: „Sie sind matt!" Jetzt dämmerte es im Hirne des Ueberlisteten. Die Entdeckung, daß er in eine ihm gestellte Falle geplumpst sei, gab seinem Gesichte einen so verblüfften Ausdruck, daß die „Gallerie" in ein harmonisches Gelächter ausbrach.

Zum Schluß sei noch einer kleinen Episode Erwähnung gethan.

Eines Tages, als ich mit einigen Mitschächern bei „Prader" saß, einem Restaurant, in das wir zeitweilig übergesiedelt waren, kam Schiffers in Begleitung eines Schacheleven anmarschirt, der sich aus übergroßer Aengstlichkeit nur schwer zu einer Partie entschloß. Bei diesem Anblick deklamirte ich halblaut, doch so, daß es Schiffers hören konnte:

„Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband."

Schon hatten die Beiden sich an den Schachtisch gesetzt, um die Partie zu beginnen, da bedachte sich der „Cunctator" anders, schützte ein unaufschiebbares Geschäft vor, — und fort war er. „Wo ist ihr Gegner geblieben?" wurde Schiffers spöttisch gefragt, als er an unseren Tisch trat.

„Das Thier mit wüthigen Geberden
Urplötzlich fing an scheu zu werden,"

versetzte er trocken.

Noch oftmals nachher wurde über das „Kameel" und seinen „Treiber" gescherzt.

Skizzen aus dem Schachleben.

IV.

Ich habe auf meinem Lebenswege viele glaubenseifrige Diener der Schachgöttin angetroffen, aber keiner von ihnen wäre würdig gewesen, meinem alten Freunde Oberst Petrowski die Schuhriemen aufzulösen. Es war nicht seine Spielstärke, die immerhin eine respectable genannt werden konnte, weshalb ich ihm diese exceptionelle Stellung einräume, sondern vielmehr die Leidenschaft und Verehrung, welche er für das königliche Spiel hegte. Das Schach war ihm kein leerer Zeitvertreib, nein, ein Bildungsmittel, dessen culturfördernde Bedeutung in der Zukunft, wenn das Schachspiel erst allgemeine Verbreitung gefunden habe, erkannt werden würde. Mit Vorliebe behandelte er diesen Gegenstand und wußte manches originelle Beispiel für die Bekräftigung seiner Lehre heranzuziehen. So behauptete er, daß einer seiner Bekannten, ein pensionirter Militär, durch das Schachspiel aus einem Trunkenbolde ein nüchterner, mäßiger Mann geworden sei. „Diese Umkehr zum Besseren," fuhr der Oberst fort, „war um so wohlthätiger, als die Aerzte ihm wegen eines Nierenleidens den Genuß von Alkohol streng untersagt hatten. „Allein," pflegte er wehmüthig

hinzuzusetzen, „der arme Mensch konnte diese veränderte Lebensweise auf die Dauer nicht aushalten; der Körper hatte sich zu sehr an Spirituosa gewöhnt. Er starb, indem er noch einen letzten Blick auf seine in Schlachtordnung aufmarschirten Schachsoldaten warf. Friede seiner Asche!"

Einer unserer gemeinsamen Bekannten wettete einmal, daß der Oberst nicht fünf Minuten vergehen lassen könne, ohne in das Gespräch etwas Schachliches einzuflechten. Man begann eine Unterhaltung über den jüngsten deutsch-französischen Krieg und hob die Verdienste des großen Schlachtenlenkers und Schweigers hervor. Da sagte der Oberst nachdenklich, wie zu sich selbst: „Ob wohl Moltke auch Schach spielt?" Die fünf Minuten waren noch nicht verstrichen.

Ein anderes Mal saßen wir im Schachclub und unterhielten uns über Politik. In der Gesellschaft befand sich auch ein vorlauter Schwätzer der bei sehr mäßigen Verstandsgaben das große Wort zu führen liebte und auch diesmal durch sein einfältiges, mit großer Selbstgefälligkeit vorgetragenes Geschwätz lästig wurde. Da riß dem Obersten die Geduld. „Ach, schweigen Sie doch einmal still! bekommen die Königin vor und wollen noch mitreden!" rief er aus.

Die ebenso unerwartete, wie in ihrer Begründung originelle Zurechtweisung verdutzte den Maulhelden dermaßen, daß er etwas Unverständliches vor sich hinmurmelnd uns verließ.

Obwohl der Oberst ein beachtenswerther Gegner war, mußte er hochgradiger Nervosität wegen doch auf die Ausübung des praktischen Spieles verzichten. Dagegen wies ihn Anlage und Neigung auf die Theorie hin, und namentlich auf das Gebiet der Probleme. Im Lösen letzterer entwickelte er eine außerordentliche Fertigkeit. Drei- und Vierzüger waren ihm eine Spielerei, ja er hatte Geduld und Geschick genug, um sich an die Lösung von Aufgaben zu wagen, die — wahre Monstra ihrer Art — hundert und mehr Züge betrugen.

Durch seine Unermüdlichkeit beschämte er oft Jüngere. Wenn wir im Schachclub bis nach Mitternacht geschacht hatten und endlich nothgedrungen — um ein Uhr war Bürgerstunde, und wer länger blieb, mußte Strafe zahlen — das Local verließen, schlenderten wir vier — der Oberst, Tschigorin, Schiffers und ich — gemächlich heimwärts, wenn das Wetter nicht so abschreckend war, daß man einen Fiaker nehmen mußte. Den ganzen Weg bis zu meiner Wohnung, welche die nächstliegende war, bildete die Analyse der einen oder anderen Partiestellung das ausschließliche Gesprächsthema. Manchmal brummte mir der Kopf von der eben beendeten Geistesarbeit und ich hätte am liebsten an nichts denken mögen. Allein da half nichts, ich mußte Rede und Antwort stehen. In einer schönen Mainacht waren die Herren besonders animirt. Nachdem sie mich nach Hause

begleitet hatten, überredeten sie mich, noch ein wenig die schöne Luft zu genießen und zwar im nahe gelegenen Katharinen-Square. Obwohl ich lieber geschlafen hätte, konnte ich dem liebenswürdigen Drängen doch nicht widerstehen und ging mit ihnen. Nachdem wir eine halbe Stunde im Square zugebracht hatten, wo wir auf den dort umherstehenden Bänken mehrere Schläfer überraschten, die daselbst ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatten, wurden wir daran erinnert, daß selbst das Muzio-Gambit den fröstelnden Leib nicht vor der scharfen Morgenluft schützen kann. Es war daher geboten, in ein Café zu gehen, um sich mit einem Schälchen Mokka zu erwärmen. So kam es denn, daß ich erst um die Zeit richtiger Nachtschwärmer nach Hause gelangte. Mein Hausknecht, der das Trottoir kehrte, schielte mich bei seinem Grusse prüfend an, als ob er gegen die Festigkeit meiner Beine Mißtrauen hegte. Die Grundlosigkeit seines Verdachtes schien ihn, wie billig, mit Staunen zu erfüllen.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, eine scherzhafte Anekdote aus dem Leben des Schachenthusiasten zu erzählen. Eines Tages kam zu ihm in's Haus eine Ordonnanz, welche vom commandirenden General mit einem Auftrage an ihn gesandt war. Obwohl Niemand das Weggehen des Obersten bemerkt hatte, wurde er dennoch im ganzen Hause vergeblich gesucht. Da aber Mantel und Dienstmütze fehlten, nahm man an, daß er unbemerkt fortgegangen

sei. Eine Stunde nachher hatte einer der Hausgenossen etwas in einem abgelegenen Kämmerlein zu suchen, öffnete die Thür und fand darin den Obersten, wie er da gemächlich saß, vor sich auf den Knieen sein Taschenschachbrett, das er immer bei sich trug. Er hatte sich in die Lösung eines Problems so vertieft, daß er Ort und Zeit darüber vergessen.

Meine Beziehungen zu dem alten Herrn waren stets die freundlichsten, und sein vor mehreren Jahren erfolgter Tod berührte mich schmerzlich.

Skizzen aus dem Schachleben.

V.

Unter der heranwachsenden Schachjugend machte sich manches hübsche Talent bemerkbar. Vor Allen aber zeichnete sich Alapin durch seine vielversprechende Begabung aus. Als ich ihn kennen lernte, — es war im Herbst 1875 — erhielt er, wenn auch nur kurze Zeit, von den stärksten Petersburger Spielern den Springer vor. Drei Jahre nachher im Petersburger Turnier von 1878, spielte er nicht ohne Glück. Gegen mich machte er die einzige Partie, welche ich in jenem Turnier mit ihm spielte, remis. Ein höchst unangenehmer Zwischenfall unterbrach damals meine Theilnahme am Turnier. Nachdem ich eine Partie gewonnen, eine verloren und zwei unent-

schieden gegeben hatte, erkrankte ich so plötzlich am Typhus, daß ich nicht einmal Zeit gewann, dem Turniercomité meinen Austritt zu melden. Bekanntlich gewann damals Tschigorin den ersten, Schiffers den zweiten Preis.

Wie schön war die Zeit, als die Schachfreunde in Petersburg eine an Zahl zwar kleine, aber desto fester zusammenhaltende Gemeinde bildeten! Zwistigkeiten bedauerlicher Art haben vor ein paar Jahren die gesammte Schachwelt der Residenz in zwei Parteien gespalten. Hie Welf! hie Waibling! schallt es trotzig herüber und hinüber. Während sich die Einen unter der Fahne Tschigorin's im alten Schachverein behaupten, sind die Anderen, geführt von Alapin und Schiffers, unter klingendem Spiele in „die Gesellschaft der Oekonomisten übergesiedelt. Doch sind solche Spaltungen im Gemeinde- und Vereinswesen eben keine ungewöhnliche Erscheinung, und wenn man bedenkt, daß so was vorzugsweise in blühenden Gemeinwesen vorkommt, wo die Mutter-Innung einen Theil ihrer Macht und Blüthe an die Tochter-Colonie abgiebt, kann man auch dieser Trennung eine erfreuliche Seite abgewinnen. In beiden Vereinen herrscht — wie verlautbart — ein reges Leben, und in der That, warum sollten in einer Hauptstadt von der Größe Petersburgs nicht zwei Schachgesellschaften existiren können?

Ein jedes Mal freudig begrüßtes Ereigniß war die Ankunft eines starken Schachspielers von auswärts.

In Kämpfen mehr oder minder ernster Natur hatten wir Einheimische uns genugsam herumgeschlagen; jetzt gab es Gelegenheit, mit einem Fremden Hiebe auszutauschen. Was kann das Herz eines richtigen Schächers freudiger schlagen machen? Von Zeit zu Zeit besuchte uns F. Amelung, der baltische Champion, und 1876 siedelte H. Clemenz, mein ständiger Gegner von der Schulbank her, nach Petersburg über, wo er in der Redaction eines großen deutschen Blattes noch heute thätig ist. Trotz Ueberladung mit Berufsgeschäften — als Chef der ersten und größten Spiegelfabrik Rußlands*) — ist Amelung dem Schach treu geblieben. Nicht allein, daß er stets bereit ist, bei Gelegenheit eine Lanze zu brechen, — er hat sich auch durch seine Schriften**) um das baltische Schach hochverdient gemacht. Dagegen hat sich H. Clemenz vom praktischen Spiele ganz zurückgezogen, was um so mehr zu bedauern ist, als er eine bedeutende Beanlagung für dasselbe besitzt.

Noch andere werthe Gäste besuchten uns aus Moskau: der Schachveteran Dr. E. v. Schmidt, rühmlichst bekannt als Theoretiker und Meister des praktischen Spieles, und Solowzow, dessen mit E. v. Schmidt, Drosdow und Anderen veröffentlichte

*) Sie wurde 1792 von einem Vorfahren des jetzigen Besitzers gegründet.

**) „30 Revaler Schachpartien". Reval. „Baltische Schachblätter". Verlag von S. Springer, Berlin.

Partien ein Zeugniß von seiner bedeutenden Spielstärke sind. Beskrowny, welcher sich in neuerer Zeit durch seine siegreichen Kämpfe mit den französischen Schachmeistern einen guten Namen gemacht hat, hielt sich nur zeitweilig in Petersburg auf. Er stand an Spielstärke etwas hinter Schiffers, Tschigorin und mir zurück.

Ein freudig begrüßtes Ereigniß für unser Schachleben war der Besuch S. Winawer's im Jahre 1875. In einer Reihe von geistvollen Partien mit den stärksten russischen Spielern bewies er seine Ueberlegenheit über alle. Ich gewann gegen ihn eine Partie, verlor drei und machte zwei unentschieden. Dazu kommt noch die Consultationspartie, welche ich mit Schiffers gegen ihn spielte. Eigentlich sollten, wie das Loos entschieden hatte, Winawer und Schumow gegen uns spielen; allein Schumow, welcher zu den Vorstehern des sogenannten deutschen Clubs gehörte, dem sich der Schachclub angeschlossen hatte, mußte zu einer unvorhergesehenen Berathung, die voraussichtlich nicht so bald ein Ende nahm. Da schlug uns Winawer vor, gegen ihn consultirend zu spielen. Er spiele lieber allein, da ihn die Rathschläge der Verbündeten nur in seinen Combinationen behinderten. Die einzige Bedingung, welche er stellte, war, daß wir keine Figur rückten bevor wir endgiltig zogen. Die interessante Partie — eine Sicilianerin — wurde nach hartem Kampfe von den Verbündeten gewonnen.

Des Wettkampfes Winawer-Schumow habe ich in der Plauderei über Schumow bereits Erwähnung gethan.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle der liebenswürdigen echt ritterlichen Art zu gedenken, mit welcher Winawer nach erfochtenem Siege dem fliehenden Feinde Brücken baute. Ohne jemals Hochmuth und Geringschätzung seines Gegners zu offenbaren, verstand er es, durch einige freundliche Worte selbigem die Niederlage zu versüßen. War er selbst unterlegen, so zeigte er keine Spur von Empfindlichkeit, gekränkter Eigenliebe — das Erbtheil der Schächer — sondern wies mit leidenschaftsloser Ruhe auf seine fehlerhaften Züge hin, welchen er den Verlust der Partie verdankte, hob dagegen das Spiel seines siegreichen Feindes lobend hervor. Gewöhnlich spielte Winawer sehr schnell. Doch kam es vor, daß er über einen Zug zwanzig und mehr Minuten nachdachte, wofür dann die nächsten fünf, sechs Züge so gut wie keine Bedenkfrist beanspruchten. Es ist wohlbekannt, daß der Warschauer Meister das Mittelspiel ebenso glänzend wie geschickt führt. Doch scheint mir die Höhe seiner Meisterschaft im Endspiel zu liegen. Von allen lebenden Meistern dürfte ihn wohl keiner in der Führung desselben übertreffen. Tschigorin und Winawer sind sich wiederholt und mit wechselndem Erfolge in Turnieren begegnet, haben aber noch niemals einen Match mit einander ausgefochten, so daß man von einem Uebergewicht des einen oder anderen Meisters nicht reden

kann. Begnügen wir uns mit dem stolzen Bewußtsein, daß beide unsere Landsleute sind, die den Ruhm des gemeinsamen Vaterlandes noch in manchem Weltturnier siegreich behaupten werden.

Skizzen aus dem Schachleben.

VI.

Schachspieler oder nicht?

Daß man unter den Juden so viele leidenschaftliche Schachspieler findet, läßt sich aus der Vorliebe dieses Volkes für eine speculative Geistesthätigkeit leicht erklären. Wer Gelegenheit gehabt hat, den Talmud, dieses ungeheure Glossarium des mosaischen Gesetzes, kennen zu lernen, wird, wenn er zugleich Schachspieler ist, nicht umhin können zwischen den spitzfindigen Erklärungen und haarspaltenden Definitionen des Talmud einerseits und den verwickelten Combinationen und kopfbrecherischen Problemen des Schachspiels andererseits eine gewisse Verwandtschaft zu finden, um so mehr, als es sich in beiden nicht selten um nichts Anderes als ein Brillantfeuerwerk geistreicher Gedanken handelt. Da nun zu dieser Neigung für abstractes Denken ein nicht gewöhnliches Maß natürlicher Begabung kommt, so darf es nicht wunder nehmen, daß sich unter den lebenden Schach-

meistern eine stattliche Anzahl Semiten findet: Vor einem Steinitz, Tarrasch, Lasker, Winawer, Gunsberg, Rosenthal zieht jeder Schachomane den Hut. Und nun erst der strebsame junge Nachwuchs? Wo sich ein Schachverein aufthut, da sind die Söhne Israels gewiß nicht die Letzten, welche um Einlaß bitten. Hat man sie aufgenommen, so gehören sie zu den eifrigsten Besuchern, rastlos bestrebt, sich hervorzuthun, — und der Erfolg fehlt ihnen selten.

So war auch das Schachpublicum im Café Dominique in St. Petersburg, als ich in den siebenziger Jahren dort verkehrte, besonders aber die „Gallerie" stark mit semitischen Elementen versetzt. Unter diesen letzteren fiel mir ein kleiner, dicker Mann auf, der ein leidenschaftlicher Verehrer des königlichen Spieles zu sein schien. Tag für Tag saß er als Zuschauer bei einer Partie und verfolgte ihren Gang mit Aufmerksamkeit. Namentlich schien er mich in's Herz geschlossen zu haben, denn unter der „Gallerie", welche mich mit ihrer Theilnahme beehrte, fehlte er selten; manchmal hatte er an dem Tische, wo ich zu spielen pflegte, bereits Platz genommen, noch ehe ich zur Stelle war. Während der Partie saß er dann unbeweglich, auf seinen großen baumwollenen Regenschirm gestützt, der sein unzertrennlicher Begleiter war, denn er trug ihn beständig, im Sommer wie im Winter, und begleitete die Wechselfälle des Spieles scheinbar mit der größten Theilnahme. Dabei pflegte

er so laut Athem zu holen, vulgo zu schnaufen, daß ich bei seiner Gewohnheit minutenlang die Augen geschlossen zu halten mich des Verdachtes nicht erwehren konnte, er benutze die Gelegenheit, wenn in der Partie eine saison morte eingetreten war, zu einem Schläfchen. Niemals aber sah ich ihn selbst spielen oder hörte ihn eine Bemerkung über das Spiel eines Anderen machen. In dieser Beziehung könnte er so manchem Schächer, der es beim Zusehen nicht über sich gewinnen kann den Mund zu halten, ein leuchtendes Vorbild sein.

Als ich ihn eines Tages allein im Schachzimmer fand, — er saß bereits an dem mir reservirten Schachtische — redete ich ihn an. Ich machte ihm ein Compliment über seine Selbstbeherrschung beim Zusehen, die bei einem so leidenschaftlichen Schachfreunde, für welchen ich ihn halten müsse, etwas Seltenes sei, und forderte ihn schließlich zu einer Partie auf. Keine Antwort erfolgte. In der Meinung, daß er harthörig sei, sprach ich lauter. Da er noch immer mit keiner Miene verieth, daß er mich verstanden habe, beugte ich mich herab und schrie ihm in's Ohr: „Wollen Sie nicht mit mir ein Partiechen Schach machen?" Ich erschrak ordentlich, als er sich mit einem plötzlichen Ruck umwandte und mit einer seltsam knarrenden Stimme sagte: „Was schreien Sie denn fremde Laite an? Bin ich denn taub, daß Sie mir wollen platzen mein Trommelfell?" Halb ärgerlich, halb beleidigt fragte ich ihn, warum er denn nicht

gleich geantwortet habe. „Was wollen Sie von mir?„ knurrte er, „ich spiele gar kein Schach.“ Ich sah ihn verblüfft an. „Sie spielen nicht Schach? Warum sitzen Sie denn immer am Schachbrett und sehen zu?“ „Sind die Stühle verabbenirt? Kann ich nicht sitzen, wo ich will?“ Und damit kehrte er mir den Rücken.

Ich blickte ihm verdutzt nach. Was war der Grund, daß er sich weigerte, das Schachspiel zu verstehen? Fürchtete er sich vor meiner Spielstärke? Wenn dies der Fall war, konnte er ja eine andere Entschuldigung für seine Weigerung finden. Noch unwahrscheinlicher aber war, daß er nichts vom Schach verstehe. Hätte er stundenlang zusehen können, wenn ihm die Combinationen des Spieles ein Buch mit sieben Siegeln gewesen wären? Ich erzählte den seltsamen Vorfall meinen Schachfreunden, die darüber lachten, aber versicherten, niemals den „Dicken“ am Schachbrett thätig angetroffen zu haben.

Dieses kleine Mißverständniß schien an ihm spurlos vorübergegangen zu sein. Er duselte nach wie vor an den Schachtischen, wobei er, wenn er die Wahl hatte, wie früher mich bevorzugte. Obwohl mir die Gesellschaft des alten Burschen nach der groben Abfertigung, welche mein freundlicher Vorschlag gefunden hatte, nicht sehr angenehm war, so konnte ich ihm doch nicht gut verbieten, meinem Spiele zuzusehen, zumal die „Gallerie“ bei Dominique ihre altgewohnten Rechte hatte. Da wurde ich Zeuge eines

lächerlichen Vorfalls, der zur Folge hatte, daß er nicht mehr zu Dominique kam.

Als ich eines Nachmittags später als gewöhnlich, in's Schachzimmer trat, sah ich den „Dicken" bereits an den Schranken eines begonnenen Schachkampfes. In einen mächtigen aber von Motten arg mitgenommenen Bärenpelz gehüllt, eine dito Kappe auf dem Kopf, machte er den Eindruck eines Nordpolfahrers. Er schnaufte ärger als je, was bei solcher Verpackung und einer Temperatur von $+18^{0}$ Reaumur nicht zum Verwundern war. Ich hatte kaum Zeit, mich über die Stellung der Partie zu orientiren, als sie durch ein unvorhergesehenes Matt ihr Ende erreichte. Der Besiegte, ein nach der neuesten Mode gekleideter, wohlfrisirter Herr, seines Zeichens, wie ich später erfuhr, Reisender, der in Galanteriewaaren machte, erhob sich verdrießlich und begann seinen Hut zu suchen, den er vor dem Beginn der Partie bei Seite gestellt hatte. Allein der Hut war nicht zu finden. „Es ist ein Scandal," zeterte er, „daß man hier nicht kann ablegen seine Kleider, ohne daß sie gestohlen werden!" Während sich Alle nach dem vermißten Objecte umsahen, blieb der „Dicke" ruhig sitzen, als wolle er damit andeuten, daß ihn die ganze Geschichte nichts anginge. Diese Gleichgiltigkeit empörte den erregten Handlungsreisenden und er fuhr den „Dicken" an: „Was sitzen Sie denn da wie ein chinesischer Pogode, wenn Sie sehen, daß ich suche meinen Hut?"

Aber der „Dicke" erwiderte nichts auf diese energische Apostrophe. Da riß dem Hitzigen die Geduld; er faßte ihn bei den Schultern und schrie: „Stehen Sie auf, sag' ich Ihnen, stehen Sie auf! ist mir doch gegenwärtig, daß ich habe gelegt meinen Hut auf den Stuhl, worauf Sie sitzen." Als der „Dicke" keine Bewegung zum Aufstehen machte, mischten sich Einige von den müssig Umherstehenden in den Streit und nöthigten den Hartnäckigen, seinen passiven Widerstand aufzugeben. Er erhob sich endlich schnaufend von seinem Sitze. Was lag darauf? Etwas einem Pfannkuchen Aehnliches, das sich bei näherer Prüfung als der vermißte „Cylinder" auswies. Die Scene, welche sich jetzt abspielte, war unbeschreiblich lächerlich. Der Eigenthümer der mißhandelten Kopfbedeckung hielt sie dem Schuldigen dicht vor die Nase, pries ihre Neuheit und anderen Vorzüge und forderte stürmisch Schadloshaltung. Der „Dicke" dagegen erklärte kategorisch, daß er für den plattgesessenen und so unfreiwillig zum chapeau claque gewordenen „Cylinder" nicht verantwortlich gemacht werden könne; Stühle seien zum Sitzen da und nicht zum Ablegen von Hüten u. s. w. Dabei mauschelten beide in ihrer Erregung mit einer Zungenfertigkeit, wie ich sie dem schweigsamen „Dicken" niemals zugetraut hätte. Auf den Lärm kam der Besitzer des Restaurants herzu und schlichtete den Streit, um der Einmischung der Polizei vorzubeugen, indem er, wie ich nachher erfuhr, den Herrn

des verunglückten Hutes aus eigener Tasche entschädigte.

Seit diesem unliebsamen Vorfall zeigte sich der „Dicke" nicht mehr bei Dominique, und ich gab schon die Hoffnung auf, jemals wieder sein melodisches Schnaufen zu hören, als mich der Zufall wieder mit ihm zusammenführte.

Es mochte ein halbes Jahr vergangen sein, da trat ich eines Abends auf einem Geschäftsgange in ein anspruchsloses Restaurant, um mich mit einem Glase Thee zu erquicken. Während ich das heiße Getränk schlürfte, sah ich im Nebenzimmer einige Personen am Schachbrett. Zwei Männer im langen schwarzen Kaftan, wie ihn die Händler im „Gostinny Dwor" tragen, spielten Schach, während der Dritte, das Kinn auf den Knauf seines Regenschirmes gestützt, zusah. Dieser Dritte war zu meinem Erstaunen der „Dicke". Auf meinen Platz zurückgekehrt, rief ich den Kellner und befragte ihn über die Spieler. Ich hatte richtig vermuthet, es waren zwei Händler aus dem „Gostinny Dwor", die mit einigen anderen Liebhabern des Schach- und Damenspieles hier ihr Stammlocal hatten. Von dem „Dicken" wußte er nichts weiter zu sagen, als daß er täglich das Restaurant besuchte, um stundenlang dem Spiele der Anderen zuzusehen. „Spielt er denn nicht selbst?" „Gott bewahre!" entgegnete der redselige Kellner, indem er mit der Serviette nach einigen näschigen Fliegen schlug, welche

die Zuckerdose belagerten, „ich glaube, er kommt nur her, um am Schachbrett zu schlafen; man kann sein Schnarchen durch zwei Zimmer hören."

So stehe ich leider noch immer vor dem ungelösten Problem: verstand der „Dicke" Schach zu spielen oder nicht?

Der Schachfluch.

Es waren einmal drei Schachbuben, die auf den vierundsechzig Feldern der Göttin Caïssa so fest zu einander hielten, wie nur jemals die drei Blätter einer Kleestaude auf den zahllosen Wiesen des großen Pan. Jede Freistunde, um welche sie den Werktag prellen konnten, saßen sie hinter dem Schachbrett. Hatten sie eine Partie zu Ende gebracht, da ging das Analysiren los, bis ihnen die Köpfe so wirr und dumm wurden, als hätten sie ein freiherrliches Gedicht von Detlev von Liliencron gelesen. Sie standen Morgens mit der Theorie der Eröffnungen auf und gingen Abends mit den Endspielen zu Bett. Im Traume spielten sie blindlings Schach, und wenn sie wachten, waren sie für Alles blind, außer für das Schachspiel. Ihr Gott war Morphy, und Anderssen ihr Prophet. Zu ihrem Kummer hatte Letzterer keinen Bart, bei dem sie hätten schwören können; doch halfen sie sich damit, daß sie bei seiner Glatze schworen, was ebenso originell wie effectvoll war. Die Menschen wurden von ihnen nach ihrer Schachstärke abgeschätzt. Wer nichts

vom königlichen Spiele verstand, war für sie ein Barbar, mit dem man nur gezwungen verkehrte. Ihre Unterhaltung drehte sich einzig und allein um das Schach. Nur wenn sich etwas ganz Außergewöhnliches, Verblüffendes ereignet hatte, z. B. ein Erdbeben im Monde, ein ehrlicher Bankerott, ein Kaffeekränzchen, in welchem über den Nächsten nur Gutes geredet wurde, — da beschäftigten sie sich einige Minuten mit dem Phänomen.

Ein wohlwollender aber etwas cholerischer Freund der Schachbuben beschloß den Versuch zu wagen, ob sie von ihrer Spielwuth nicht geheilt werden könnten. Zu diesem Zweck war es nöthig, ihren Sinn auf etwas Anderes zu lenken. Er lud sie zu sich ein, bewirthete sie mit Kaffee und süßem Gebäck und las ihnen dann den höchst spannenden Roman eines der zahllosen Blaustrümpfe vor, welche die Landstraße der Belletristik unsicher machen. Aber o weh! Der Gute war noch nicht über das erste Capitel hinaus und eben dabei, die zarten Reize einer keuschen Mädchenseele zu enthüllen, was er mit lyrisch bewegter Stimme that, — da ertappte er den einen seiner Gäste, wie er, unter dem Tische ein Diagramm haltend, das darauf verzeichnete Schachproblem zu lösen suchte; der Zweite sah so geistesabwesend aus, wie nur ein Schachspieler auszusehen vermag, der im Kopfe einen Rösselsprung ausführt; und der Dritte, — nun ja der Dritte war von dem melodischen Tonfall des

Vorlesers eingewiegt worden und schlief den Schlaf des Gerechten. Da sprang der cholerische Freund auf, schleuderte den dickleibigen Roman in eine Ecke des Gemachs und sprach über die Schachbuben einen schrecklichen Fluch aus: „Möge das Matt, mit dem Ihr Andere bedrohet, Euch selbst heimsuchen bis in's dritte und vierte Glied!" — Wer aber glaubt, daß die ruchlosen Schachbuben ob solcher grausamen Verwünschung in sich gegangen seien, irrt sich. Sie setzten ihr frevles Treiben fort und hielten weder den Werktag in Ehren, noch den Sonntag heilig. Fühlte einer von ihnen an einem hohen Festtage Gewissensbisse, oder war er sonstwie zerknirscht, so spielte er Gambit in der Rückhand oder eine andere verzweifelte Eröffnung.

Durch die beständigen Raufereien verhärtete sich ihr Gemüth dermaßen, daß sie weder Alter noch Geschlecht schonten. Im Café Dominique trieben sie hauptsächlich ihr Unwesen, und wehe dem harmlosen Schächer, der sich durch die gebotene Vorgabe, von Springer, Thurm ja Dame verleiten ließ, mit einem von ihnen einen „Gang" zu machen, — er wurde erbarmungslos abgeschlachtet.

Jedoch der Fluch ihres grausam betrogenen Freundes sollte in Erfüllung gehen, und auch ihre Stunde hatte geschlagen.

Eines Tages kamen sie, wie gewöhnlich, an die Stätte ihrer Missethaten, vulgo Dominique, da stürzte ihnen der Schachkellner mit fliegender Serviette ent-

gegen und rief: „Er ist da, der große Schachmeister, der Sieger in vielen Turnieren!“ — und er nannte einen Namen, der ihre Herzen mit freudigem Stolz erfüllte und über ihre Rücken die prickelnde Gänsehaut schickte.

Der Kellner war ein Gönner des königlichen Spieles und warf ab und zu, wenn seine Zeit es erlaubte, einen Kennerblick auf die eine oder andere Partie. Die stärksten Spieler behandelte er mit einer Mischung von Ehrerbietung und kameradschaftlicher Vertraulichkeit, schwächere, die einen Springer oder einen Thurm von ersteren vorbekamen, mit angenehmer Leutseligkeit; wer aber mehr vertrug, oder gar die Dame vorbekam, erfuhr eine Herablassung, der einige Gran Geringschätzung beigemischt war.

„Wo ist er, der große Mann?“ riefen sie, nach Luft schnappend.

„Er war vor etwa einer halben Stunde hier, fragte nach Ihnen und versprach, bald wiederzukommen.“

Das Schachzimmer hatte für das Kleeblatt seinen Reiz verloren. Sie nahmen im Billardsaale Platz, wo sie ihre Gedanken über den berühmten Gast austauschten.

So mochten sie ein Stündchen gesessen haben das ihnen gar lange vorkam, als ihre Blicke auf einen kleinen Mann fielen, der unweit von ihnen saß und gemächlich eine Tasse Kaffee schlürfte.

„Seht doch!“ sagte der eine vom Kleeblatt, die Stimme etwas dämpfend, „ist das nicht der große „Ulk“ selbst, der uns die Ehre seines Besuches schenkt?“

In der That, der Fremde erinnerte in seiner Gesichtsbildung lebhaft an den Lieblingsvogel der Göttin der Weisheit, wie ihn das berühmte Berliner Witzblatt so trefflich darstellt.

Während sie noch auf Kosten des Fremden ihren Spöttereien freien Lauf ließen, nahte sich ihnen der Kellner und theilte ihnen mit geheimnißvollem Flüstern mit, daß der Schachmatador gekommen sei und nebenan sitze. Damit wies er verstohlen auf den Fremden hin.

Siedeheiß überlief es die Schachbuben, als sie erfuhren, wer der Geulkte war, und bedachten, er könne ihre Bemerkungen über ihn gehört haben.

Nach der ersten Begrüßung sagte der Meister: „Ohne uns persönlich zu kennen, haben wir uns heute schon mit einander beschäftigt. Ich sah Sie zu mir herüberblicken und wurde dadurch auch auf Sie aufmerksam.“ Bei sich aber dachte er wohl: „Ihr habt mich zur Zielscheibe eurer faulen Witze gemacht, ich will euch dafür mores lehren.“

Und er hielt Wort. Er zerbläute die Raufbolde so arg, daß sie anfingen zu denken, das Schach sei doch ein ganz nichtsnutziges Spiel, an dem kein vernünftiger Mensch Vergnügen finden könne. Die frü-

heren Opfer des gedemüthigten Kleeblattes jauchzten aber schadenfroh:

Die bösen Buben von Korinth
Sind platt gewalzt, wie Kuchen sind.

* * *

Solche Mär erzählte ein biederer Schachgreis zu Nutz und Frommen der heranwachsenden Jugend.

Da tauchten in mir Erinnerungen auf an eine längst entschwundene Zeit, an Papa Dominique und die daselbst ausgefochtenen Kämpfe. Selbst in den Traum verfolgten sie mich.

Ich sah die drei Schachbuben, von deren Streichen mir der ehrwürdige Schachgreis erzählt hatte, ich sah sie deutlich vor mir stehen: der eine war Tschigorin, der Andere Schiffers, und der Dritte — hilf Himmel! — der Dritte war ich selbst. „Jetzt, jetzt kommt der Schreckliche, der uns platt walzt", dachte ich angstvoll, und er kam und trug die freundlichen Züge S. Winawer's, welche aber bald einen finstern Ausdruck annahmen, als er uns erblickte. Wie es uns manchmal im Traume geht, daß wir, trotz unserer grauen Haare, noch auf der Schulbank sitzen und wegen unserer stupenden Unwissenheit Blut schwitzen, — also mußte ich die Schläge noch einmal durchkosten, die der große Maëstro mir und meinen Schicksalsgenossen im Jahre des Unheils 1876 vollgewichtig applicirte.

Dann tauchte vor mir der cholerische Freund auf, und wieder erschallte aus seinem Munde wie Donnergetöse jener schreckliche Fluch vom dritten und vierten Gliede, und ich dachte bei mir zähneklappernd: Am ersten Gliede ist er in Erfüllung gegangen, der Himmel sei der unglücklichen Nachkommenschaft gnädig!

Listen und Finten.

Motto: Wo Kraft und Muth nicht ausreicht, hilft die List.

Die größten Feldherren haben es nicht verschmäht, das wankelmüthige Kriegsglück durch List an ihre Fahnen zu fesseln. Ein Beispiel dafür liefert Hannibal, der seinem erfinderischen Witze die Rettung aus seiner umzingelten Stellung bei Capua verdankte. Wenn erzählt wird, Alexander der Große habe auf den verständigen Rath seines erfahrenen Feldherrn Parmenio die bei Ipsus lagernde ungeheure Uebermacht des Feindes Nachts im Schlafe zu überfallen geantwortet, er wolle den Sieg nicht stehlen, so dürfte diese theatralische Phrase mit ihrem donquixoteschen Edelmuth unter die Zahl der unverbürgten Anekdoten fallen, an welchen Frau Historia — sie liebt den Klatsch, wie alle Weiber — so reich ist. Die List ist die bescheidenste der geistigen Fähigkeiten; allein wenn alle ihre vornehmen Geschwister, Klugheit, Muth, Beharrlichkeit, machtlos sind, führt sie nicht selten das begonnene Werk zum gedeihlichen Ende.

Spielt sie im Kriege eine wohlberechtigte und nicht unbedeutende Rolle, so gebührt ihr auch im Widerspiel desselben, im Schach, ein Platz. Das haben die Schächer aller Zeiten erkannt, und kein wegen seiner Schlauheit und Findigkeit berühmter Partisan hat feinere Finten ausgeheckt, als in mancher Schachpartie zu finden sind.

Ich möchte die Listen und Finten der Schachspieler eintheilen in legale, d. h. solche, die nicht über die Gesetze und Regeln des Spieles hinausgehen, und illegale, welche, wenn auch an sich nicht unerlaubter Natur, sich in's Gebiet der Intrigue verirren. Zu ersteren gehören die sogenannten Fallen, wo sich unter einem scheinbar schwachen Zuge eine Combination verbirgt, die dem Gegner, falls er die Lockspeise annimmt, das Loos der gefangenen Maus bereitet. Doch das alte Sprichwort: Wer Anderen eine Grube gräbt ꝛc. bewahrheitet sich auch hier, und mancher Fallensteller, welcher auf den feindlichen Thurm Jagd machte, hat schon seine Dame an den Mann gebracht. Ferner kann man zu den legalen Finten die Scheinzüge rechnen, wodurch eine feindliche Figur auf ein ihr ungünstiges Feld gelockt wird. Am häufigsten geschieht dies durch Schach bieten.

Die Gambit-Eröffnungen bezeugen schon mit ihrem Namen, daß die Hingabe eines Bauern nicht eine That der Großmuth ist. Gamba heißt italienisch Knie und Gambit wäre etwa mit „Knie stellen" oder,

wie es bei uns zu Lande lautet, „Krummfuß machen" zu übersetzen. Durch die Forschungen der Theorie und die Erfahrungen der Praxis haben die Gambitspiele freilich den Charakter von Finten verloren, den sie ursprünglich besaßen. Wer den angebotenen Bauern schlägt, weiß, daß er sich einem Angriff aussetzt, der dem Werthe des geopferten Steines gleichkommt.

Als völlig erlaubt, wenn auch das Gebiet der Intrigue streifend, gilt es aus der Kenntniß der Spielweise des Gegners, seines Charakters und Temperaments Nutzen zu ziehen. Louis Paulsen's Vorliebe für die Läufer war bekannt, und seine Gegner haben so manches Mal, wenn der Läufer gegen den Springer mit Vortheil abgetauscht werden konnte, auf diese Schwachheit des Meisters mit Erfolg gerechnet. In der Wahl der Eröffnung giebt nicht selten die Erwägung den Ausschlag, daß der Gegner Theoretiker ist oder nicht, daß er im offenen Spiele stärker ist, als im geschlossenen oder umgekehrt. Wilhelm Steinitz übertrifft im geschlossenen Debüt alle lebenden Meister, während man dasselbe nicht von seinem offenen Spiele sagen kann.

Als der Würde des königlichen Spieles nicht entsprechend sind Ränke und Pfiffe anzusehen, welche mit dem Wesen des Spieles nichts zu thun haben und nichts weiter als eine grobe Täuschung des Gegners bezwecken. Dazu gehört der Versuch,

den Gegner durch eine plumpe Gaukelei über den Ort des erfolgenden Angriffs zu täuschen. Um ihn glauben zu machen, der Königsflügel werde der Schauplatz des Kampfes sein, concentrirt der Schlaumeier seine ganze Aufmerksamkeit auf eine möglichst auffällige Weise nach dieser Seite hin und bricht dann gegen den Damenflügel los. Schreiber dieses war mehr als einmal Zeuge eines ähnlichen Kniffes, der freilich nur im Stande ist den Unerfahrenen zu täuschen. Der Ränkeschmied starrte in höchst auffälliger Weise auf die eine Seite des Brettes, wobei er nur ab und zu einen verstohlenen Blick nach der anderen Seite hinübergleiten ließ, und dabei murmelte er halblaut, wie zu sich selbst redend, mehrere Züge vor sich hin, gleichsam als Fortsetzung eines Zuges, den er dann, wie zu einem befriedigenden Resultat gelangt, entschlossen that. In der Voraussetzung, daß die von seinem scharfen Ohr wohl erfaßten Züge in Kraft treten würden, und sehr vergnügt, daß ihm dies Gelegenheit zu einer vernichtenden Antwort geben werde, zog der Gegner demgemäß, mußte aber nur zu bald und zu seinem Schrecken erfahren, daß ihn der Schlaue überlistet hatte.

Ein harmloser Kunstgriff, der aber auch was einbringen kann, ist es seine eigene Stellung herabsetzen, lamentiren und seufzen, um dadurch den Feind in Sicherheit einzulullen und nachlässig zu machen. Der Schächer, welcher sich solcher List bedient, hat

erlauchte Vorbilder. Sixtus V. wäre nie auf den päpstlichen Stuhl gelangt, wenn ihn das Cardinals-collegium nicht als einen körperlichen und geistigen Invaliden angesehen hätte, und „die rothe Eminenz" sah niemals hinfälliger aus, klagte niemals so sehr über ihre körperliche Schwäche, als wenn sie einen blutigen Anschlag vorbereitete, zu welchem es aller Energie ihres verschlagenen Geistes bedurfte. Ein Schachfreund meiner Erinnerung — er spielt jetzt am Throne Caïssas — wandte mit Vorliebe den Kunstgriff an, Klagelieder Jeremiä zu singen, erreichte aber, weil Alle seine Politik durchschauten, damit nur, daß seine Gegner je mehr er lamentirte desto mehr auf der Hut waren. Es wurde ihm daher von einem Spötter der Rath gegeben, es mit der entgegengesetzten Politik zu versuchen, zu jammern, wenn wirklich Grund dazu sei. Manche Schächer, welche solche kleine Virtuosenstückchen „pour corriger la fortune" nicht verschmähen, wenden bei furchtsamen Gegner nicht ohne Erfolg die Einschüchterungstheorie an, indem sie Winke fallen lassen, daß wenn er diesen oder jenen vielverheißenden Zug machen werde, sein Untergang unausbleiblich sei.

Zuguterletzt fällt mir der weise Rath meines ersten Schachpräceptors ein. Er war, wie man so zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt und voll Listen und Finten, wie ein Feuerfrosch voll Pulver. „Junge," sagte er, wenn Du in der Klemme steckst

und kein Loch findest, aus welchem Du dem drohenden Matt entschlüpfen kannst, so ziehe Deine Sackuhr heraus, wenn Du eine hast, oder klage über Leibweh, was nicht so ungewöhnlich ist, daß man es Dir nicht glauben könnte, und laß Dich folgendermaßen vernehmen: „In Anbetracht der vorgerückten Stunde," oder „Da mich heftiges Bauchgrimmen am Denken verhindert, schlage ich vor die Partie als unentschieden abzubrechen. Vielleicht geht der Gegner auf den Leim und nimmt das Remis an; und thut er es nicht, so hast Du ja nichts verloren, sondern, wenn die Partie futsch geht, die schöne Ausrede, daß Du wegen mangelnder Zeit so hasten mußtest oder durch Schmerzen am Denken verhindert wurdest."

Was ist gegen die Fülle von Lebensweisheit, welche sich in dieser Lehre offenbart, die ganze weltkluge Politik Machiavelli's?

Unarten der Schachspieler.

„Das Schach wäre ein wunderschönes Spiel, wenn dabei nur nicht das verdammte Denken wäre!" meinte halb ärgerlich, halb lachend mein Freund Schulze und kratzte sich dabei die geräumige Glatze. „Da denke, sinne und combinire ich, daß mein Gegner vor Ungeduld hin und her rutscht, — und wenn ich nun endlich einmal, selbst die Geduld verlierend, auf's Gerathewohl hin einen Zug mache,

weil mir von all' dem Denken ganz wirr und dämlich im Kopf geworden ist, — was glaubst Du wohl, kommt dabei heraus? . . . Allemal eine Dummheit! Weiß der Henker, ob es Anderen auch so geht, aber je länger ich denke, desto miserabler spiele ich!" — Dieses Bekenntniß meines alten Schachkumpans ist nicht so absurd, wie es sich auf den ersten Anschein ausnimmt. So richtig der Ausspruch des Altmeisters Bledow auch ist, man solle nie einen noch so plausibel scheinenden Zug thun, ohne ihn vorher reiflich überlegt zu haben, so läßt sich andererseits nicht leugnen, daß hierin des Guten zu viel gethan werden kann. Wer an sich erfahren hat, wie mancher Schachspieler die Zeit und Geduld seines Gegners in einer wahrhaft frevelhaften Weise mißbraucht und dennoch einen Bock über den anderen schießt, wird den Stoßseufzer meines Freundes Schulze verstehen. Daß man in einer schwierigen Position eine längere Bedenkfrist, ja manchmal das Zehn- und Zwanzigfache der gewöhnlichen braucht, versteht sich von selbst. Eine halbe, ja dreiviertel Stunden Ueberlegung für einen besonders schwierigen und entscheidenden Zug ist selbst für einen Meister nichts Ungewöhnliches. Louis Paulsen brachte in seiner Partie gegen Paul Morphy (Schachturnier zu New-York 1857) über einem schwierigen Zuge eine Stunde zu. Er wurde aber von zwei Theilnehmern am Londoner Turnier von 1850 weit übertroffen. Nachdem Williams zu

einem Zuge 1½ Stunden verwendet hatte, ließ ihn Mucklow auf den seinigen — horribile dictu — 2½ Stunden warten. Der Secretär, welcher die Partie zu notiren hatte, konnte nicht umhin, bei der vorgerückten Stunde, — es war Mitternacht vorüber — die Bemerkung niederzuschreiben: „Beide Herren schlafen schon.“ Uebrigens ist dieser Mißbrauch der Geduld des Gegners durch die jetzt für Wettkämpfe übliche Zeitbegrenzung abgeschafft worden. Für 20 Züge hat jeder der beiden Spieler eine Stunde Bedenkzeit, also durchschnittlich drei Minuten auf jeden Zug. Doch wenn er beispielsweise auf die ersten zehn Züge nur fünf Minuten verwendet, so bleiben ihm für die übrigen zehn fünfundzwanzig Minuten übrig. Der Zeitüberschuß in den ersten zwanzig Zügen kommt ihm in den folgenden zu gut. Wenn aber die Stunde früher abgelaufen ist, als er den zwanzigsten Zug gethan hat, gilt die Partie für ihn als verloren. Diese wohlthätige Einrichtung müßte überall da Platz greifen, wo einer seinen Gegner „todt sitzt“. Schreiber dieses hat so manchen Roman durchgelesen, während seine Gegner des Denkens und Combinirens kein Ende fanden. Mein Freund Schulze bezeichnete dieses geduldmordende Brüten mit dem Kunstausdruck „Dammeln“. Schiffers, den einmal sein Unstern mit einem solchen „Dammelmeier“ zusammenführte, half sich sehr drastisch. Als sich dieser zu einem Zuge nicht ent-

schließen konnte und ungebührlich lange überlegte, ergriff Schiffers seinen Arm und schüttelte ihn. Erstaunt starrte ihn der „Dammelmeier" an. „Ach, entschuldigen Sie," sagte Schiffers, „ich glaubte, Sie seien eingeschlafen."

Ein anderes Mal spielte er mit einem Fremden, der das Dammeln so trefflich verstand, daß Schiffers bereits beim sechsten Zuge aufstand und sagte: „Ich erkläre mich für besiegt, denn um das Ende dieser Partie zu erleben, müßte ich so alt wie Methusala werden."

Eine zweite Unart mancher Schachspieler, die sich gegen sich selbst kehrt, ist das zu schnelle Spielen. Wer von dieser Sucht befallen ist, gönnt sich selten die Zeit, die sich ihm darbietenden Combinationen nur halbwegs durchzurechnen. Natürlich wimmelt es bei solchem Spiel von groben Fehlzügen, die man dadurch zu verbessern sucht, daß man sich die derbsten „Böcke" zurückgiebt — eine weitere Unart, auf die ich nachher zu sprechen kommen werde. Gerathen zwei solche „Wettrennspieler" an einander, so giebt es die sogenannten „Husarenpartien", von denen vierundzwanzig auf ein Dutzend und zwölf auf eine Stunde gehen. Es ist ein lustiger Anblick, wenn es wie in einem Mühlwerk geht: klipp und klapp, klipp und klapp. Beim Zusehen wird einem bunt vor den Augen und man meint, es würden alle Steine auf einmal gerührt. „Geschwind-fortina

di pestilenza“ nannte Freund Schulze diese Art, Schach zu spielen, und hielt sie immer noch für lustiger als das unausstehliche Dammeln.

Von dem zu schnellen und deshalb unbedachten Spiele unzertrennlich ist das Zurücknehmen eines schon gemachten Zuges, um solchergestalt den Fehler zu verbessern. Die gewöhnliche Entschuldigung für ein solches Verfahren ist: „Es wäre doch schade, wenn diese interessante Partie durch einen so groben Fehler verdorben würde!“

So lange es sich in der That um einen Flüchtigkeitsfehler, d. h. z. B. um ein Versehen handelt, das bei einiger Aufmerksamkeit leicht vermieden werden konnte, hat das Zurücknehmen noch einen Sinn, aber — l'appetit vient en mangeant — nach und nach wird jeder Zug, der seinem Autor Nachtheil bringt, dem Gesetz der Zurücknahme unterworfen. Ja, ich habe Spieler gekannt, die sich ganze Trauben von Zügen zurückgeben ließen. Gewöhnlich ist man, wenn man sich in einer Gewinnstellung glaubt, dazu geneigt, in eine Zurückgabe des gegnerischen Zuges einzuwilligen. Anders steht es aber, wenn man sich in einer mißlichen Lage befindet und der in Frage stehende Fehler des Feindes die einzige Rettung zu bieten scheint. In solchen Fällen kommt es nicht selten zu unliebsamen Erörterungen zwischen den kriegführenden Parteien, welche die Abwägung der einander zugestandenen Fälle von restitutio in inte-

grum zum Gegenstande haben. So war ich einmal Zeuge, daß sich X. darauf berief, er habe Y. vor zwei Monaten (!) einen noch wichtigeren Zug zurückgegeben, als der in Frage kommende sei.

Eine Unart, schlimmer als die gerügten, ist das Betasten der Steine, welche darauf ruhig stehen bleiben, sowie das Umherfahren auf dem Brett, den Stein in der Hand, mit welchem man zu ziehen beabsichtigt, ohne es hernach zu thun. Nervöse Menschen werden dadurch zur Verzweiflung gebracht. Man denke sich eine Stellung, wo der Zug des Gegners Entscheidung bringt. Man hat ihm eine Falle gestellt: wird er hineinplumpsen oder nicht? Während man solchergestalt mit Herzklopfen den Gegenzug erwartet, wird man durch das täppische Hin- und Herziehen, das Berühren und Loslassen der Steine auf die Folter gespannt. Kein Wunder wenn einer, dem kein Fischblut in den Adern fließt dadurch in Rage geräth und seinem Unwillen einen Ausdruck verleiht, der nicht im Codex der feinen Lebensart zu finden ist. So hatte ich einstmals Gelegenheit bei einem Auftritt zugegen zu sein, der sich aus einem ähnlichen Anlaß entspann. Ein alter cholerischer Herr, pensionirter Militär, war zu seinem Mißgeschick mit einem Schächer zusammengekommen, der das Betasten der Steine ohne sie zu ziehen und das Herumkutschiren auf dem Brett en gros betrieb. Ich sah die Zornesader auf der Stirn des

alten Kriegsknechts schwellen, und endlich brach er los: „Herr Gott, das ist zum Tollwerden! Millionenbombenkreuzelementschockschwerenoth, können Sie denn Ihre verdammten Pfoten nicht in die Tasche stecken, statt mit ihnen auf dem Brett herumzujuckern, als wären Sie der ewige Jude, der mit abgetragenen Hosen handelt?"

Ich kann nicht umhin, zu Nutz' und Frommen der großen und kleinen Schachkinder die schönen Verse anzuführen, welche der Schachstruwelpeter über das Zurücknehmen verbricht:

„Von aller Struwelpeterei
Im Schach die meistverhaßte: —
Führ' aus den Zug, so schlecht er sei,
Wenn 'mal der Finger faßte!"

Außer diesen Cardinaluntugenden der Schachspieler giebt es kleinere Verstöße, die auf einen Mangel an gesellschaftlichem Tact, auf üble Laune, Unachtsamkeit u. s. w. zurückzuführen sind. Dazu gehören z. B. gedankenlose, auf lediger Gewohnheit basirende Bemerkungen, welche den Zug des Gegners begleiten: „Das habe ich vorausgesehen!" oder „Natürlich mußte das kommen!" Je überraschender der fragliche Zug ist, um so sicherer erfolgt eine dieser Phrasen, deren Unwahrheit manchmal auf der Hand liegt, denn wenn der Betreffende den Zug vorausgesehen hätte, so würde er etwas zur Verhinderung seiner verderblichen Wirkung gethan haben.

Nicht so harmloser Natur ist die schonungslose Kritik, mit welcher mancher Schachspieler nach verlorener Partie sich selbst geißelt. Wir können gegen uns erstaunlich aufrichtig sein, wenn wir uns in unserer eigenen werthen Gesellschaft befinden. So mancher hochgeborene Herr, der von fremden Lippen nicht den Schatten eines Vorwurfs oder Scheltwortes ungeahndet erträgt, regalirt sich zuweilen, wenn er allein ist, mit Ehrennahmen, die sicher in keinem Complimentirbuch stehen. In Gegenwart Anderer befleißigen wir uns gegen das liebe Ich der größten Zartheit und Rücksicht, und so muß die schonungslose Selbstkritik eines biederen Schächers, welche sich in Aeußerungen ergeht, wie: „War das dumm!" oder „Da hab' ich wieder einmal wie ein rechter Esel gespielt!" ihren besonderen Grund haben. Nun, der ist auch vorhanden; es ist die gekränkte Eitelkeit, welche sich selbst schlägt. Hätte nun solch' ein Tadelsvotum keinen anderen Zweck, als sich selbst für schlechtes Spiel zu strafen, so würde man das als ein lautgeführtes Selbstgespräch hinnehmen, allein jedes Ding hat seine Schattenseiten. In der herben Selbstkritik liegt, beabsichtigt oder nicht, eine Herabsetzung des Gegners. Indem du deine Spielweise für lächerlich schwach erklärst, raubst du dem Siegeskranze des Gegners seine schönsten Blüthen. Wenn du auf Herzensbildung oder wenigstens auf gesellschaftlichen Tact Anspruch erhebst, wirst du dich von deiner üblen Laune nicht so weit fortreißen lassen, um fremdes

Glück und Verdienst zu schmähen, selbst wenn es sich auf deine Kosten erhoben hat. Doctor F., ein wegen seines beißenden Witzes bekannter und gefürchteter Mann, spielte einst Schach. Als seinem Gegner, im Verdruß, das Spiel verloren zu haben, die Worte entfuhren: „Hab' ich blödsinnig gespielt!" antwortete Dr. F. mit einer höflichen Verbeugung: „Thut nichts, ich bin Irrenarzt!"

Wie wohlthuend ist dagegen die liebenswürdige Urbanität, welche durch den Sieg nicht übermüthig gemacht wird, über die Niederlage keine Empfindlichkeit an den Tag legt! Ein Muster solchen nachahmenswerthen Benehmens habe ich an Simon Winawer gefunden, dessen Bescheidenheit und rücksichtsvolle Höflichkeit seiner Meisterschaft im Spiele gleichkommt. Hat er durch sein überlegenes Genie den Sieg erstritten, so weiß er immer etwas vorzubringen, was die Niederlage weniger schmerzlich macht. Kehrt sich das Glück der Waffen einmal gegen ihn, so zeigt er keine Spur von Empfindlichkeit, sondern erhebt im Gegentheil lobend des Gegners Geschicklichkeit und Energie.

Ferner muß als ein Mangel an Lebensart gerügt werden, wenn man dem Gegner den Vorwurf zu langer Ueberlegung seiner Züge macht. Wie wir oben gesehen haben, ist dieser Vorwurf hin und wieder begründet, allein immerhin ist es unstatthaft, durch Aeußerungen der Ungeduld auf seinen Gegner eine Pression auszuüben und ihn solchergestalt zum

schnelleren Spielen zu nöthigen. Wo ist überhaupt der Maßstab dafür zu suchen, daß der Gegner langsamer spielt als wir? Unsere Geduld läßt uns das Drückende seiner Ueberlegungsfrist empfinden, während wir unsere eigene Bedenkzeit, welche vielleicht die gegnerische übersteigt, nicht in Betracht ziehen. Zudem darf nicht vergessen werden, daß eine verwickelte Stellung zu längerer Ueberlegung nöthigt, als eine leicht zu überschauende. Ganze Partien giebt es, wo der eine Theil beständig mit großen Schwierigkeiten kämpfen muß, während der andere ein vergleichsweise leichtes Spiel hat. Daher fordert sowohl Höflichkeit als Gerechtigkeit, jede Aeußerung der Ungeduld zu unterdrücken, welche man über die Langsamkeit des gegnerischen Spieles empfindet.

In das Gebiet der Unarten gehört endlich noch, vor oder nach dem Spiele die laute Bemerkung machen, daß man sich nicht wohl fühle oder aus irgend einem anderen Grunde nicht mit gewohnter Stärke spiele. Man schmälert dadurch den Sieg des Gegners und verschärft die Kränkung seiner Niederlage. Lieber Mitschächer, ehe Du Dich mit solchen Leuten zu einer Partie niedersetzest, thust Du gut daran, sie theilnehmend nach ihrem Befinden zu fragen, und erfährst Du, daß sie Kopf-, Magen- oder sonstige Schmerzen haben, so lehne die Herausforderung zum Kampfe höflich mit der Bemerkung ab, die Anstrengung könne ihnen schaden; Du wolltest lieber warten,

bis sie sich wieder wohl fühlen. Ein solches Verfahren wirkt wie die beste Cur, und ich habe Manchen gekannt, den ich dadurch von den hartnäckigsten Leiden curirte. Im Uebrigen beherzige die Mahnung: Fühlst Du Dich nicht aufgelegt zu spielen, lass' es! Weder Dir noch der Schachwelt wird daraus ein unersetzlicher Verlust erwachsen.

Vom Wesen des Schachspieles.

Es ist eine landläufige Meinung, daß zum Schachspielen ein mathematisch beanlagter Kopf gehöre. Da Alles dabei auf Berechnung ankomme, so sei diese Seite des intellectuellen Vermögens die wichtigste. Diese guten Leute stellen sich eine Schachpartie als eine Art von Regeldetri-Exempel vor. Bekannte Größen in Gestalt der Figuren und Felder sind gegeben, also entwirf deinen Operationsplan und dann los! Aber die Züge des Gegners, — sind das auch bekannte Größen, welche von vornherein in die Berechnung gezogen werden können? Das ist leider ein Dilemma, welches durch keine Gleichung gelöst werden kann. Also mit dem Regeldetri-Exempel ist es nichts. Aber aus jeder Stellung der Partie läßt sich doch mit mathematischer Sicherheit der eventuelle gegnerische Zug mit allen seinen Consequenzen vorausberechnen? Das versuchte ein englischer Sonderling, der zugleich

Mathematiker von Fach und Schachspieler war, und wählte dazu eine nicht gerade verwickelte Stellung. Nachdem er einen ganzen Monat, sechs Stunden täglich, zu ihrer Analyse verwendet hatte, ergab sich, daß er, bei Hunderten von Varianten, in der Partie für Weiß und Schwarz nur je einen Zug gethan hatte! Dem Laien mag dies unglaublich erscheinen; er wird aber anderer Ansicht werden, wenn er seine Aufmerksamkeit folgender Auseinandersetzung zuwendet. Beim Beginn der Partie stehen jeder der beiden Parteien zwanzig Züge zur Auswahl. Wird hier und da der Königsbauer zwei Schritte gerückt, so ergeben sich achtundzwanzig Züge der weißen und ebenso viele der Schwarzen. Lavinengleich schwillt mit dem Fortgange des Spieles die Anzahl der möglichen Züge an, indem jeder derselben im Hinblick auf die Antwort des Gegners eine neue Perspective von Zügen eröffnet. Muß gleich zugegeben werden, daß der erfahrene Spieler die Mehrzahl der möglichen Züge nach flüchtiger Prüfung als unvortheilhaft verwirft, ohne sie in seine weitere Berechnung zu ziehen, so bleibt dennoch ein unabsehbares Feld für die Analyse übrig, und mehr als ein Menschenleben mag erforderlich sein, um eine einzige Schachpartie nach allen Richtungen hin, in allen ihren Varianten und Verzweigungen, erschöpfend durchzuarbeiten! Daraus geht hervor, daß die Hilfsmittel des berechnenden Verstandes beim Schachspiel nicht hinreichen. Es gehört dazu noch

vor allem die Gabe, während des Combinirens die mit jedem Zuge wechselnde Stellung sich so lebhaft durch die Phantasie zu vergegenwärtigen, als hätte man ein greifbares Bild vor Augen. Dieses Vermögen ist meiner Meinung nach die wichtigste Eigenschaft des Schachspielers, weil sie ihm die Durchrechnung der möglichen Züge erleichtert, ja überhaupt möglich macht. — Eine zweite wichtige Naturanlage ist das Gedächtniß, welches den Schachspieler in den Stand setzt, aus Theorie und Praxis den Nutzen zu ziehen, welchen uns Wissenschaft und Erfahrung beut. — Ein schneller Ueberblick, ein kühler Kopf, der ohne Ueberstürzung jede Eventualität sorgfältig erwägt, ein energischer Charakter, der nicht zaudert, wo es gilt, zu handeln, — das sind ferner nicht unwichtige Eigenschaften eines Schachspielers.

Ueber diesen definirbaren Ingredientien der Schachmeisterschaft schwebt aber ein geheimnißvolles Etwas, der Genius, dessen Flügelschlag wir spüren, ohne sein Wesen zu begreifen. Dort, wo der rechnende Verstand seine Grenze sieht, die er nicht zu überschreiten vermag, dort setzt der Genius leichten Schwunges hinüber, und was der Verstand mühselig erfassen muß, erkennt der Genius instinctiv.

Es gibt einen geistreichen Ausspruch, welchen man dem Vater der Monadenlehre zuschreibt. „Das Schach enthält für ein Spiel zu viel Ernst und für eine Wissenschaft zu viel Spiel." So schmeichelhaft

dieser Vergleich auch für das Schach ist, so möchte ich doch — wenn eine solche Parallele überhaupt statthaft ist — das königliche Spiel eher mit der Kunst vergleichen. Wie der Kunst fehlt dem Schach die unmittelbare praktische Nutzanwendung auf's Leben, welche im Lehrhaften der Wissenschaft beruht. Das Schach wie die Kunst gewährt dem Menschengeist ein edles Vergnügen, welches ihn über die Misère des Alltagslebens tröstet, ihn erhebt und erfrischt. Eröffnet uns die Kunst die Welt des Schönen, so dürfen wir auch im Schach uns an dem Widerschein seiner Strahlen erfreuen. Wie man das Schachspiel betrachtet, so ist es. Behandelt man es als Rechenexempel, so wird das Resultat ebenso trocken sein wie der Weg, der dazu führt. Der echte Jünger der hehren Göttin verehrt im Schach einen höheren Genuß, als der Sieg seiner Eitelkeit gewähren kann, einen Genuß, welcher das freie Walten der Geisteskräfte, das Ringen im luftigen Reiche der Gedanken stets begleitet.

Der Schachbummler.

Wie es im Kriege Leute giebt, die keiner der beiden kämpfenden Parteien angehören, nicht die Waffen tragen, nichts mit dem blutigen Würfelspiel zu thun haben und dennoch überall da zu finden sind, wo der Mäher Tod seine Sense schwingt, so giebt

es auch im Gegenstück jenes ernsthafteren Schauspiels, im Schachspiel, eine Sorte Leute, welche wir nach Analogie jener ersteren, die der Volkswitz „Schlachtenbummler" getauft hat, „Schachbummler" nennen möchten. Wo zwei sich zusammenfinden, um „das Schlachtenglück im heißen Streit zu suchen", da gesellt sich zu ihnen der Schachbummler als Dritter. Er sitzt den Combattanten zur Seite und verfolgt den Gang des Gefechtes mit großer Aufmerksamkeit. Jetzt zieht er die Augenbrauen in die Höhe und zuckt die Achseln, wie im zweifelnden Staunen; jetzt runzelt er die Stirn und läßt die Mundwinkel sinken, um sein Mißfallen auszudrücken; jetzt schmunzelt er beifällig als wollte er sagen: „Das hätte ich auch so gemacht!" Diese Sorte Schachbummler, welche sich mit Gesten begnügt und höchstens mal ein beifälliges Brummen oder einen bedauernden Seufzer hören läßt, ist nicht gefährlich und wird allgemein am Schachbrett geduldet. Doch kann auch sie immerhin lästig werden, und Dr. F., der mit Heinrich Heine gemein hatte, daß er einen aufsteigenden Witz nicht unterdrücken konnte, rief einst einem Schachbummler zu: „Was wackeln sie mit dem Kopfe wie ein chinesischer Pagode? Sie glauben wohl, ein Confutse zu sein, und sind doch nur confuse!" Schlimmer sieht es aber mit denjenigen aus der großen Sippe der Schachbummler aus, welche den Mund nicht halten können und alle Augenblicke mit Bemerkungen heraus-

platzen, die das Spiel betreffen. Der Altmeister Andersen sagte einmal: „Es ist viel leichter gut zu spielen, als gut zuzusehen.“ Dieses Gutzusehen besteht in demselben Gesetz, welches einem gebildeten Menschen verbietet, sich ohne Weiteres in die Unterhaltung Fremder zu mischen. Der Zuschauer muß seine Anwesenheit so wenig als möglich bemerkbar machen und alles vermeiden, was die Spieler stört, ihre Aufmerksamkeit ablenkt. Dazu gehören nicht allein Rathschläge, Aeußerungen des Beifalls oder Tadels in Worten, sondern auch unarticulirte Laute, Gesten, — mit einem Worte alles, was auf die Partie Bezug hat. Freilich ist dies leichter vorgeschrieben als eingehalten. Wer selbst die Rolle des Zuschauers gespielt hat, weiß, wie schwer es hält, jede Bemerkung zu unterdrücken. Es ist nicht allein die Eitelkeit, welche, durch das Bewußtsein gekitzelt einen von den Spielern unbeachteten starken Zug gefunden zu haben, nach Kundgebung verlangt, — der leidenschaftliche Schächer, wenn er dazu noch lebhaften Temperaments ist, läßt sich unwillkürlich zu kritischen Aeußerungen hinreißen. Es gehört in der That viel Selbstbeherrschung dazu, den neutralen Boden des Zuschauers weder durch Wort noch Miene zu verletzen. Der richtige, gewohnheitsmäßige Schachbummler hat zu oft scharfe Verweisungen wegen seiner Indiscretion erhalten, um seiner Pflicht zu schweigen nicht eingedenk zu sein. Erst nach der

Partie erfährt man, daß er „ganz anders“ gespielt und natürlich ein „besseres“ Resultat erzielt hätte. Auf eine nähere Erörterung betreffs dieses „ganz anders“ läßt er sich aber nicht ein und hüllt sich mit einem vielverheißenden Lächeln in ein geheimnißvolles Schweigen. Weit weniger correct benimmt sich der zufällige Schachbummler. Er sitzt während der ganzen Partie wie auf Nadeln und platzt ab und zu mit einer Aeußerung des Beifalls oder Tadels heraus. Der Verweis wegen unbefugten Dreinredens oder die Beschämung, wenn man ihm nachweist, daß der von ihm vorgeschlagene bessere Zug thatsächlich der schlechtere gewesen wäre, hält ihn nicht ab, bald wieder in denselben Fehler zu verfallen. Er nimmt an dem Schicksal der von ihm erwählten Partei den innigsten Antheil und ist demselben Wechsel der Gefühle unterworfen, als führte er selbst die Steine. Ich kenne einen leidenschaftlichen Schachbummler, der mir klagte, er dürfe seiner Gesundheit wegen nicht mehr zusehen, da es ihn zn sehr aufrege.

Ist schon ein Schachbummler zu viel, so sind zwei Exemplare dieser Species im Stande, die Spieler zur Verzweiflung zu bringen, denn der Fluß ihrer Rede, nach der Seite kritischer Bemerkungen über das Spiel hin gedämmt, ergießt sich um so reißender in freier Unterhaltung. Während sich die Kämpfer in den Irrgärten des „Sicilianers“ tummeln, müssen sie sich über die weltliche Stellung des Dalai Lama

belehren lassen, und während sie einander „spanisch kommen", haben sie eine Vorlesung anzuhören, daß auf dem Monde muthmaßlich keine menschlichen Wesen, also auch keine Schachspieler existiren. Ist es eine Partie „pour passer le temps" und interessirt der Gegenstand des Gesprächs auch die Combattanten, so wird die Unterhaltung allgemein und Caïssa verhüllt ihr Haupt. Ja, die Schachbummler haben schon manche ernsthafte Partie, die eine Zierde der Schachlitteratur hätte werden können, auf ihrem Gewissen. Mein Freund Schulze nannte die Erscheinung der plapperhaften Schachbummelei eine Seuche, welche die Göttin ihren lauen Jüngern zur Strafe gesandt habe. Wie gegen alle gefährliche Krankheiten, thue auch hier energisches Handeln noth. Gefragt, was er für ein Mittel vorschlage, sagte Freund Schulze: „Werde ich von Schachbummlern belästigt und kann mich ihrer nicht erwehren, so gebe ich meinem Gegner einen Wink und wir wandern aus, d. h. setzen uns in einen anderen Winkel."

„Aber wenn die Störenfriede Ihnen auch dahin folgen."

„Nun, wenn sie so dickfellig sind, zwingen wir sie zur Auswanderung."

Und doch hat — so absurd es auch klingen mag — der Schachbummler auch sein Gutes. Wie die alten Ritter im festlichen Turnier mannhafter ihre Lanze brachen und derbere Püffe austheilten, wenn

eine zahlreiche Menge ihren Heldenthaten Beifall jauchzte, so ist es auch dem richtigen Schächer nicht gleichgiltig, ob seine glänzende Combination nur das skeptische Auge des Gegners zum Zeugen hat, oder den unparteiischen Zuschauer, welcher „begeistrungtrunken für das Schöne glüht."

Ferner, wenn wir die milde Macht ermessen, welche die Geduld auf das menschliche Leben ausübt, wie sie alles überwindet, Sturm und Drang, Noth und Trübsal, da müssen wir die kleinen Prüfungen segnen, welche uns an die bescheidenste und wohlthätigste aller Tugenden gewöhnen und damit für die größeren Heimsuchungen des Schicksals stählen. Ich wette, wer es über sich gewinnt, einen oder gar zwei raisonnirende Schachbummler geduldig bei seiner Partie zu ertragen, besitzt genug vom Himmelsthau der größten Leidensüberwinderin, um getrost der Zukunft in's Auge zu schauen. Und endlich — the last not least — müßte man die Wohlthat eines Sündenbocks nicht kennen, wenn man den Schachbummler unbedingt verdammen wollte. Was ist der Trost des unterlegenen Schächers, wenn ihm keine bessere Entschuldigung seines Mißgeschicks zu Gebot steht? Auf das Haupt des Schachbummlers entladet er seinen Zorn und fühlt sich davon wunderbar erfrischt. „Wenn nicht dies verdammte Dreinreden wäre, die Partie hätte einen anderen Ausgang genommen!"

„Spricht es mit zürnendem Blick und schüttelt
ambrosische Locken."

Schachliche Plauderei.

Wie Alles in der Welt, so hat auch das Schachspiel je nach der Individualität und Geistesrichtung seiner Beurtheiler Ueberschätzung und Herabsetzung erfahren. Während die Einen es zur Wissenschaft und Kunst erheben, räumen ihm die Anderen keinen Vorzug vor jedem anderen Spiele ein, das eine müssige Stunde verkürzt. Ja, Manche halten das Schach sogar für eine verwerfliche Zerstreuung, da es zu complicirt und schwierig sei, um dem Geiste zur Erholung zu dienen, und somit den Zweck eines Spieles verfehle. In dem bekannten Spielalmanach von L. v. Alvensleben, Leipzig 1885, p. 422, heißt es: „Schach ist das älteste und verbreitetste Spiel. Es dürfte auf dem ganzen Erdboden kein Fleck gefunden werden, wo nicht mit dem Menschen und der Civilisation dieses erhabene und geistreiche Spiel eingekehrt wäre. Wir beugen vor dem erleuchteten Geiste des Erfinders dieses wunderbaren Spieles die Kniee und verehren in ihm einen der größten Wohlthäter der Menschheit: denn dieses Spiel hat Tausenden von Unglücklichen und Leidenden im Kerker und auf dem Krankenlager Trost gebracht. Wir selbst haben in vielen Nächten, wo Gram und Kummer den Schlaf verscheuchten, uns mit diesem Spiele der Erde und ihren Leiden entrückt. Das Schachspiel wird leben, so lange es Menschen giebt, und jeder Vater sollte es seinen Söhnen lehren und empfehlen, damit

das Spiel in der Familie heimisch würde und so das Kartenspiel immer mehr verdrängte ꝛc."

Dieser etwas überschwänglich klingenden Lobpreisung steht der Ausspruch Montaigne's entgegen; „Ich fliehe und hasse das Schachspiel". Doch ist in dieser Verdammung eine indirecte Würdigung des königlichen Spieles enthalten. Wir fliehen und hassen nur das, was wir fürchten; das Böse, welches uns blos Widerwillen einflößt, verachten wir. Der große Moralphilosoph fürchtete, durch den Zauber, welchen das geistreichste der Spiele auf den denkenden Geist ausübt, auf das Feld unfruchtbarer Speculationen gelockt und damit ernsteren Fragen entfremdet zu werden. Wer in das Schachspiel eingedrungen ist, wird eine solche Besorgniß nicht lächerlich finden. So mancher unerfahrene Novize, der den Zauberkreis der vieundsechzig Felder betrat, verfiel ihm mit Leib und Seele. Es gehört in der That mehr als gewöhnliche Willenskraft dazu, angesichts der Reize und Lockungen dieses wunderbaren Spieles nicht vom Pfade zu weichen, welcher uns durch die Berufspflichten vorgezeichnet ist. Die Verbote gegen das Schachspiel gehen bis in die frühesten Zeiten des Mittelalters zurück. Die Geistlichkeit donnerte gegen dasselbe als ein instrumentum diaboli von den Kanzeln herab, und noch im Jahre 1452 verbrannte zu Nürnberg der Mönch Johannes Capistranus außer 40,000 Würfeln und ganzen Wagenladungen von Karten 3640 Brettspiele,

von denen bei der Beliebtheit, deren sich das Schach schon damals erfreute, die Mehrzahl diesem Spiel angehört haben mögen. Allein bereits im Mittelalter fand das Schach begeisterte Verehrer und weitere Verbreitung. Namentlich wurde es vom geistlichen und Ritterstande gepflegt, welcher letztere die Kenntniß desselben unter die Rittertugenden zählte. Aber auch der erhabene Bürger übte es zu seiner Erholung. Der lombardische Dominikanermönch Jacobus de Cessoles verfaßte zwischen 1250 und 1300 eine „Schachmoralisation", welche bis in das 17. Jahrhundert neben der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis geradezu das am meisten gelesene Buch war. Dieses lateinisch geschriebene Werk handelt von den Regeln des Schachspieles, wobei zugleich symbolisch von den Sitten und Pflichten der Menschen, vornehmen und geringen, geredet wird. Wie verbreitet dieses merkwürdige Buch war, ersieht man daraus, daß von demselben weit über 200 handschriftliche und 36 gedruckte Ausgaben erschienen. Darunter gab es Uebersetzungen und Umarbeitungen in der deutschen, französischen, spanischen, englischen und czechischen Sprache. Die bekannteste Bearbeitung der „Schachmoralisation" des Cessolles ist das 6000 Verse umfassende Schachgedicht Meister Stephan's, (Rectors der ehemaligen Dorpater Domschule) welcher dasselbe seinem Patron, dem Bischof vom ehemaligen Dorpater Bisthum Johannes von Fyffhusen, im Jahre 1346 widmet.

Allein die Anerkennung, welche das Schachspiel im Mittelalter und bis in das vorige Jahrhundert hinein fand, ist doch nur verhältnißweise auf wenige erleuchtete Geister zu beziehen. Die große Menge war intellectuell zu wenig entwickelt, zu roh, um an einem Spiele Gefallen zu finden, dessen ganzer Reiz in einem Ringen geistiger Kräfte besteht. Erst das 19. Jahrhundert sollte dem königlichen Spiele gerechte Würdigung und eine Verbreitung durch alle Schichten der Gesellschaft bringen. Fürst und Bauer — ich erinnere nur an die Ströbeker Dorfgemeinde — erachten es gleich begehrenswert, ihre Muße durch das geistvollste aller Spiele zu adeln. Nicht allein, daß es im häuslichen Kreise geschätzt und geübt wird, — zahlreiche Vereine und Gesellschaften pflegen es mit Ausschließung jedes anderen Spieles. Durch specifisch schachliche Zeitschriften und Bücher wird das theoretische Wissen gefördert, und auf festlichen Turnieren ringen die berühmtesten Meister um den Siegeskranz. Daß das Schachspiel nicht nur eine vortreffliche Geistesgymnastik, sondern auch von wohlthätigem Einfluß auf die Volkserziehung ist, — diese Wahrnehmung scheint allmählich auch in leitenden Kreisen Eingang zu finden. Wie die Zeitungen jüngst berichteten, ist für die beiden obersten Klassen der Realschule zu Altona ein Privatcursus im Schachspiel eröffnet worden. Auch in der Kaserne des daselbst garnisonirenden Regiments nehmen 21 Unteroffiziere

an einem Cursus im Schachspiel theil. Dennoch glaube ich nicht, daß das Schach jemals so populär werden wird, um im eigentlichen Sinne Volksbelustigung genannt zu werden. Da es schwer zu erlernen ist, vermag es nur den kleinen Kreis der in seine Gesetze und Regeln Eingeweihten zu fesseln. Für die große Menge ist das Spiel viel zu verwickelt und kopfbrecherisch. Wer mag sich damit abplacken, da es doch eine Unmenge Spiele giebt, welche die Zeit mit weit weniger Mühe vertreiben helfen? Da giebt es Skat, Sechsundsechzig, Meine Tante, deine Tante und Gott weiß was noch!

Der Schachsparren.

Die räumliche und geistige Abgeschlossenheit, welche durch das Wesen des Schachspieles bedingt wird, bleibt nicht ohne Einfluß auf die Freunde und Verehrer desselben. Wie wir an Gelehrten die Erfahrung machen, daß ihre vorzugsweise abstracte Beschäftigung sie den Erscheinungen des alltäglichen Lebens entfremdet und ihnen ein Gepräge aufdrückt, welches wir „originell" und „wunderlich" nennen, so ist auch das Schachspiel dazu geeignet, seine Jünger und Adepten zu Sonderlingen zu machen. So kannte ich einen alten Herrn, der aus dem Schach Bezeichnungen und Ausdrücke entlehnte, um sie auf Gegenstände und Verhältnisse anzuwenden, welche mit diesem

Spiele nichts gemein hatten. Wollte er z. B. andeuten, er habe Jemand Trotz geboten, so sagte er: „Ich bot ihm Schach„ ; sich in Sicherheit bringen, paraphrasirte er durch „rochiren" ; etwas opfern mit der Aussicht auf späteren Gewinn hieß bei ihm „Gambit spielen" ; befand sich wer in Verlegenheit, so stand er unter der „Gabel" ; wußte Jemand von seinen Hilfsquellen keinen rechten Gebrauch zu machen, so hatte er „Tripelbauern". Als ihm sein einziges Kind, ein hoffnungsvoller Jüngling, gestorben war, sprach er mit zuckenden Lippen davon, daß ihn der Tod „Schach und matt" gesetzt habe, und bei der Nachricht, daß ein betrügerischer Bankdirector mit einer gelinden Strafe abgekommen sei, rief er entrüstet aus: „Sie haben den Schurken blos „patt" gesetzt!" Die Verlobung seines Neffen, den er adoptirt hatte, verkündigte er den zu diesem Zweck versammelten Gästen mit den Worten: „Mein Sohn ist in die Dame gegangen".

Ein anderer Schachfreund hatte aus der Spielpraxis die für dieselbe löbliche Gewohnheit angenommen, bei der Berührung eines Gegenstandes, zumal wenn es in Gegenwart von Fremden geschah, „j'adoube!" oder „Blos berührt!" zu rufen. War er irgendwo zu Gast und empfing aus der Hand der Hausfrau ein Glas Thee, so versäumte er nicht vorsichtig den Vorbehalt hinzuzufügen, der von solcher Wichtigkeit für den Schachspieler ist. Ja man sagte ihm nach,

er habe, als er seiner Braut in Gegenwart ihrer Eltern den Verlobungskuß gegeben, sich nicht enthalten können, dabei zu bemerken: „Blos berührt!"

Ein Dritter hatte sich in den Kopf gesetzt, er sei für das Blindspiel besonders veranlagt. Da es nun nicht sehr interessant ist, Zeuge der ersten Seh-Versuche eines Blindspielers zu sein, so fiel es ihm schwer zu seinem „Blindekuhspiel", wie boshafte Zungen diese Uebungen nannten, geeignete Gegner zu finden. Er machte nun förmlich Jagd auf solche „Versuchsthiere", erreichte damit aber nur, daß sie ausrissen, wenn sie ihn nur kommen sahen. Ein leidenschaftlicher Verehrer des Gambrinus, dem man nur dann mit Thee nahen durfte, wenn er krank war, entschied sich, als ihm die Wahl zwischen einem Abend bei seinem Freunde, dem Blindspieler, und einem ästhetischen Thee blieb, nach schwerem Kampfe für letzteren.

Aber nicht nur in den Giebeln bescheidener Häuschen und niederer Hütten finden wir den „Schach-Sparren", auch stolze Gebäude und himmelanstrebende Thürme bergen ihn in ihrem Dachgebälk. Louis Paulsen hatte eine seltsame Vorliebe für die Läufer und tauschte sie nur nothgedrungen gegen die feindlichen Springer ab. So manche seiner Partien ist dieser Passion zum Opfer gefallen. Wilhelm Steinitz ist durch seine barocke Vertheidigung gewisser Eröffnungen, wie durch seine seltsame Taktik der Begründer

einer neuen Schule geworden, die von Spöttern nach Analogie der „Zukunftmusik" — „Zukunftschach" genannt wird. Der Champion of the world wollte sich nicht damit begnügen, der stärkste Schachspieler zu sein, die Eitelkeit trieb ihn dazu, auch der originellste zu sein. Von dem größten baltischen Meister Lionel Kieseritzky erzählt der Altmeister Anderssen folgendes*): „Unter allen Schachspielern, mit denen ich bei dem ersten Londoner Turnier zusammentraf, war für mich Kieseritzky die merkwürdigste Erscheinung, nicht nur, weil er in den Partien, deren ich fast täglich eine ziemliche Anzahl mit ihm im „Schachdivan" spielte, einen ungewöhnlich raschen Ueberblick und eine Geistesklarheit an den Tag legte, die eine im Spiele liegende Reihe von Combinationen bis an ihr noch so fernes Ende durchschaute, sondern mehr noch wegen seines unerschütterlichen Gleichmuthes, mit dem er Gewinn und Verlust hinnahm, und wegen der ihm eigenen Charakterstärke, keinem Mißerfolge eine Trübung seiner Heiterkeit und seines einnehmenden Wesens zu gestatten. Sowohl im Haupt- als im Becherturnier traf ihn das schmerzliche Schicksal gleich beim ersten Gange jeder Aussicht beraubt zu werden, und doch war er der erste, der mir zum Siege Glück wünschte und es für eine Schadloshaltung erklärte, von einem Deutschen geschlagen worden zu sein. Von einer gleich merkwürdigen, wenn auch für ihn weniger

*) Der Schachcongreß zu Leipzig 1877, von E. Schallop.

günstigen Seite erschien er mir wegen der seltsamen Grille, neben dem gewöhnlichen Schachspiel das von ihm erfundene „Schach im Raume" zur Geltung bringen zu wollen. Sie war ihm bei seiner Wirksamkeit als Lehrer nur nachtheilig, und er klagte über den Mangel an wissenschaftlichem Sinn seiner Zöglinge, die seinen Bemühungen, ihnen das Geheimniß seiner Erfindung aufzuschließen, stets die Frage entgegenstellten, ob Labourdonnais dies Alles gekannt habe, und nach der unumgänglichen Verneinung derselben vom „Raumschach" nichts weiter wissen wollten. Eines Tages, als ich mit ihm im Salon des Hotels, das wir gemeinschaftlich bewohnten, zusammentraf, nahm er mich geheimnißvoll beim Arm und lud mich ein, ihm in sein Zimmer zu folgen, wo mir ein hoher Genuß bevorstünde. Dort angekommen, wies er nach der Decke, wo ich einen Gegenstand hängen sah, der nach Inhalt und Form mit einem Vogelbauer Aehnlichkeit hatte. Er ließ mich nicht lange auf die Lösung des Räthsels warten. Was über mir schwebte, war nichts Geringeres als das einfachste „Matt im Raume" bei umfassender Wirksamkeit der mattsetzenden Dame. Ich war der Erste und Einzige in London, dem er dieses Mysterium offenbarte, und doch hätte er sich keinen Unwürdigeren aussuchen können, denn ich begriff von seiner ganzen Erklärung kein Wort, ohne das Bedürfniß nach näherem Aufschluß zu fühlen."

Eine unvergleichliche Partie.

„Wenn man die Schachspieler mit gerunzelter Stirn und langen ernsthaften Gesichtern über das Schachbrett gebückt sieht, taub und gefühllos gegen Alles, was um sie her vorgeht, muß man sich fragen: Giebt es wohl eine ödere, trocknere und trostlosere Beschäftigung, als das Schachspiel? Unempfindlich gegen ihre Umgebung wälzen die Schächer in ihrem Hirn Gedanken, die ihnen selbst keine Freude und der Welt keinen Nutzen bringen." Ein solches Verdikt fällte halb ernsthaft halb scherzhaft einer meiner Bekannten, indem er sich dabei auf einen Philosophen als Gewährsmann berief, der mit nicht weniger Recht als Heraklit den Beinamen des Dunklen verdient, wenn ihm selbiger auch nicht so sehr wegen seiner tiefsinnigen Gedanken als vielmehr aus dem Grunde zukommt, daß sein Pfenniglicht weder die Welt noch ihn selbst erleuchtet. Besagter Philosoph ist im Reiche Cäissas offenbar Socialdemokrat und von Profession Stümper gewesen, wie hätte er denn sonst das edelste aller Spiele, diese Geistesgymnastik par excellence. schmähen können? Daß das Schachspiel seinen Jüngern eine Quelle reinsten Genusses ist, dafür zeugt die reine, keines materiellen Reizes bedürfende Hingebung, welche sie ihm zollen; und selbst von einem Nutzen für die Welt können wir reden, insofern als das Schach nicht ohne veredelnden Ein-

fluß auf Alle bleibt, die dasselbe mit Eifer betreiben. Gegen den Vorwurf aber, daß das Schach ein trockenes, ungeselliges und mürrisches Spiel ist, setzen wir folgendes: Ja, der Grundton dieses Spieles ist ernster Natur, dazwischen klingen aber heitere Saiten, und selbst der Humor läßt hin und wieder sein lustiges Schellengeklingel hören. Wem letztere Behauptung zu gewagt erscheint, sehe sich untenstehende Partie an, welche unter folgenden Umständen stattfand.

Ich saß eines Tages bei Dominique und sah einer Partie zu, die von zwei Stümpern nach allen Regeln ihrer Zunft geschoben wurde. Da erschien Oberst P. wohlbekannt als starker Schachspieler wie als liebenswürdige Persönlichkeit von gutem Humor. Ihn begleitete ein junger Mann, den er mir als Verwandten und Schachamateur vorstellte.

„Mein Neffe brennt vor Verlangen, seine Kräfte mit Ihnen zu messen", sagte der Oberst. „Der Ehrgeiz ist das Feuer, das ihn verzehrt."

Der junge Herr erröthete und bemerkte mit bescheidenem Stolze, er sei noch Anfänger, gedenke aber doch mit mir eine Partie zu riskiren, wenn ich durch ein Vorgabe die beiderseitigen Kräfte ausgleichen wolle. Ich erwiderte höflich, es werde mir ein Vergnügen sein mit ihm eine Lanze zu brechen, doch wisse ich nicht, worin die Vorgabe zu bestehen habe.

„Wenn Ihnen ein Thurm nicht zu viel ist", meinte der kriegslustige Jünger Caïssa's, wollte ich mit Ihnen einen Waffengang wagen".

„Weißt Du, lieber Neffe", warf der Oberst ein, „zur Vorsicht nimm gleich den anderen Thurm dazu, und willst du möglichst sicher gehen, auch noch die Königin."

„Aber, Onkel, Du hast von meiner Geschicklichkeit eine gar zu geringe Meinung," sagte der junge Mann etwas piquirt.

„Ich bin, liebwerthester Neffe, sogar so leichtsinnig ein halbes Dutzend Wiener Märzen gegen Dich zu halten."

„Du willst wetten, daß ich bei Vorgabe von Königin und beiden Thürmen das Spiel verliere?"

„Ich bin so unvorsichtig."

„Nun, so soll die Mißachtung meines Schachkönnens bestraft werden. Also Topp!"

„Topp! Und auf deine Kosten und Gesundheit trinken wir nachher Wiener Märzen."

Ich sträubte mich Anfangs gegen eine Partie, die für mich keine Aussicht auf Gewinn bot, mußte aber nachgeben, und das Spiel begann.

Ungewöhnliche Verhältnisse bedingen ungewöhnliche Mittel. Ich hatte Weiß und zog

1) h2—h4 . . . . .

Mein Gegner dachte eine Weile nach und antwortete mit

1) f7 f6

Was bedeutete dieser sonderbare Zug? Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Sollte seine

schwarze Majestät, nicht in höchsteigener Person auf den frechen Bauern Jagd machen wollen?

2) e2—e4 Ke8—f7

Wahrhaftig, ich hatte richtig gerathen.

3) Sb1—c3 Kf7—g6

4) d2—d4 Kg6—h5

Man immer munter!

5) Lf1—d3 . . . . .

Hier zögerte mein Gegner. Er warf einen mißtrauischen Blick nach meinem weißen Läufer hin, so daß ich schon bedauerte, ihn gerückt zu haben. Er hob die Hand, um die ihm verfallene Beute zu ergreifen, und ließ sie wieder sinken. Dieses Spiel wiederholte sich mehrmals. Endlich siegte die Versuchung. Der Bauer fiel, und der König stand über seiner Leiche.

5) . . . . . Kh5—h4:

6) Ld3—e2

Nach langem Nachdenken erfolgte

6) . . . . . d7—d6

7) g2—g3 Schach!

Mein Gegner ergriff seinen wanderlustigen König, um ihn die Reise fortsetzen zu lassen. Allein wohin derselbe auch den Fuß setzen mochte, überall grinste ihm der Tod entgegen.

„Das ist ja matt!“ stotterte der junge Kämpe mit käsebleichem Antlitz.

Ein homerisches Gelächter des Obersten und der zahlreichen „Gallerie" belohnte den Schluß dieser „unvergleichlichen" Partie. Der Kellner wurde gerufen, und wir tranken wirklich Wiener Märzen auf die Kosten und die Gesundheit des hoffnungsvollen Schachjüngers.

Die Zerstreutheit.

Die Abwesenheit des kritischen Verstandes, und in Folge dessen eine Verwechslung von Gegenständen und Thatsachen, von Ort und Zeit, — so definiren die Philosophen die Zerstreutheit. Keiner der Mängel an welchen die armen Menschenkinder leiden, hat mehr Anlaß zum Spott gegeben, als die Zerstreutheit. In der Welt und auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, ist der Zerstreute die Zielscheibe des Witzes und eines freilich meist gutmüthigen Spottes, wie denn auch der gerügte Fehler von harmloser Natur ist und gewöhnlich keinem Andern Schaden bringt, als dem damit Behafteten. Personen, deren geistige Thätigkeit sie von dem Leben und Treiben ihrer Umgebung abwendet und in einer erträumten Welt fesselt, namentlich Gelehrte, liefern das Haupt-Contingent der Zerstreuten. Unzählige Anekdoten, von denen man freilich zum großen Theil sagen kann: se non è vero, è ben trovato. belehren uns, wie die Zerstreutheit eine Krankheit ist, welche selbst die erlauchtesten Geister nicht verschont. Der große Newton war überaus

zerstreut. Sein Diener, welcher dies wußte, aß das für seinen Herrn bestimmte Mittagsmahl auf und behauptete dann gegen den Hungrigen, daß er bereits gespeist habe. „Es ist doch merkwürdig, wie geistige Beschäftigung den Stoffwechsel befördert", sagte der Gelehrte und ließ sich von neuem auftragen. Ein anderes Mal war er im Begriff, den Finger einer neben ihm sitzenden Dame als Bohrer zu benutzen, um damit die glühende Asche aus seiner Pfeife zu entfernen, und wurde seines Irrthums erst gewahr, als die Bedrohte laut aufschrie. Der Dichter Gleim ging mehr als einmal über die Straße, an dem einen Beine einen schwarseidenen Strumpf nebst lackirtem Schuh, an dem anderen einen weißbaumwollenen nebst Pantoffel. Besser aber machte es der Professor N . . . der ehemaligen Universität D . . . . . Zu einer Feier der Hochschule hatte er sich in Gala geworfen und machte sich auf den Weg dahin. Statt seines tressenbesetzten Dreispitzes hielt er aber den Deckel eines nützlichen Geräthes, das er zuletzt benutzt hatte, unter dem Arme. Man kann sich die Heiterkeit der studirenden Jugend bei diesem Anblick vorstellen. Kant gerieth in einer Vorlesung vollständig aus dem Text, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf fehlte. Als er sich einstmals in einer Damengesellschaft befand, rief er plötzlich aus: „Gott, wie langweilig! wenn ich doch schon zu Hause wäre!" Er hatte in seiner Zerstreutheit nur laut gedacht. Deutschlands „lachender

Philosoph" weiß uns über das Kapitel der Zerstreutheit manches Scherzhafte zu berichten. Der Kapellmeister Benda stimmte einen Flügel. Plötzlich sprang er auf und lief ins Nebenzimmer, um zu hören, wie sich der Ton des Instrumentes aus der Entfernung mache. Nach einem kleinen Gelage im Freundeskreise ging er mitten in der Nacht in ein Haus, aus welchem er vor drei Monaten gezogen war, und da er den Schlüssel der alten Wohnung noch immer in der Tasche trug, gelang es ihm vermittelst desselben die Thür zu öffnen. Man kann sich den Schreck der nunmehrigen Einwohner vorstellen, als sie durch das Geräusch welches der etwas benebelte Herr Kapellmeister beim Eindringen ins Schlafzimmer hervorbrachte, aus dem Schlafe erweckt wurden. Als Benda's Gattin gestorben war, fragte ihn seine Tochter um seinen Rath betreffs einiger Aenderungen, die das Trauermahl betrafen: „Laß mich damit in Ruhe!" entgegnete der Leidtragende verdrießlich, „wozu ist denn die Mama da? Daß jener Professor, der mit seiner Frau im Theater gewesen war, dem Lohnkutscher einen Kuß und seiner Frau das Fahrgeld reichte, ist kaum weniger zerstreut zu nennen, als was man vom italienischen Arzte Salvioli erzählt. Als er einem Freunde den Besuch machte, traf er daselbst seinen ältesten Sohn. „Die Herren kennen sich wohl schon?" sagte der Hausherr scherzend. „Ja ich glaube den jungen Herrn bereits irgendwo gesehen zu haben, erwiderte Salvioli

indem er sich mit einem verlegenen Lächeln vor seinem Sohne verbeugte.

Daß die Schachspieler ihren redlichen Theil dazu beitragen, das Volk der Zerstreuten nicht aussterben zu lassen, kann sich Jeder leicht vorstellen, der mit der abstracten und dabei so concentrirten Geistesthätigkeit, welche dieses Spiel erfordert, bekannt ist. Für den richtigen Schächer ist, während er Caïssa opfert, alles todt. Das Haus über seinem Kopfe mag in Flammen stehen, unter den Fenstern eine Schlacht geschlagen werden, — er hat dafür weder Auge noch Ohr; dagegen dürfte ihm ein Erdbeben nur dadurch bemerkbar werden, daß es ihm die Schachsteine über den Haufen wirft. Schreiber dieses spielte in seinen jungen Jahren mit einem gleichgesinnten Kameraden eine ganze Nacht hindurch Schach, ohne Hunger und Durst zu verspüren, ja ohne sich Zeit zu nehmen, seinen wackligen Stuhl, der eigentlich nur drei Beine hatte und daher beständig die Kunst des Balancirens erforderte, mit einem gesunden zu vertauschen. Mein Freund, der Oberst P., war so zerstreut, daß er seiner Frau, wie mir die ehrenwerthe Dame selbst klagte, auf ihre ernste Angelegenheiten betreffenden Fragen mitunter die verkehrtesten Schachantworten gab. Seine Frau erkundigte z. B., ob er Kaffee oder Thee wolle, und er erwiderte darauf: „Allgaier-Gambit.“ Die Frau hatte einen Brief erhalten, der sie sehr beunruhigte

Ihre Mutter war an einem catharrhalischen Fieber erkrankt, das bei dem hohen Alter derselben lebensgefährlich werden konnte. Mit dem Bedürfniß nach Trost wandte sich die Frau Oberst an ihren Mann: „Was meinst Du? Ist Gefahr vorhanden?“ Aus seinem Brüten über eine Schachaufgabe erwachend, antwortete dieser: „In drei Zügen matt!“ Eines schönen Tages ging der Oberst, in, Gott weiß es was für ein Schachproblem vertieft, statt zu Dominique, in die gegenüberliegende Kathedrale und wurde nicht eher seines Irrthums gewahr, als bis er vor dem verschlossenen Portal derselben angelangt war.

Den Obersten übertraf noch an Zerstreutheit einer meiner Schachfreunde, ein gewisser Dr. L., der ein ebenso ausgezeichneter Mathematiker, wie liebenswürdiger Mensch war. Es widerfuhr ihm nicht selten, daß er im Eifer des Gefechtes eine feindliche Figur statt der seinen zog und seinen Mißgriff nicht früher erkannte, als bis der Geschädigte lachend Protest erhob. Einstmals ergriff er den neben dem Schachbrett ruhenden Daumen seines Gegners, in der Meinung den eigenen Läufer gefaßt zu haben, rückte energisch an demselben und rief mit Stentorstimme: „Schach!“ Auf seine, geradezu phänomenale Zerstreutheit bauend, ersannen einige muthwillige Glieder unseres kleinen Schachkreises folgenden Scherz. Einer von ihnen begann mit ihm zu spielen, und als die Partie im vollen Gange war,

verließ er das Zimmer. Nach einer kleinen Weile setzte sich ein Anderer an seine Stelle und führte die Partie weiter, ohne daß dieser Wechsel vom Zerstreuten bemerkt worden wäre. Das ermunterte die Spaßvögel zu einem kühneren Betruge. Sie richteten es so ein, daß Dr. L. von einer Partie, die er im Schachzirkel spielte, abgerufen wurde. Während seiner Abwesenheit drehten sie das Schachbrett um, so daß er statt der Weißen die Schwarzen erhielt. Als er nun nach einer halben Stunde zurückkam, starrte er das Brett betroffen und verwirrt an, wandte sich dann zu seinem Gegner und sagte stotternd: „Ich . . . ich habe, glaube ich, mit den Weißen gespielt, und jetzt sind es die Schwarzen." So schwer es den Urhebern des Scherzes fiel nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, sie hielten sich tapfer und fragten ihn verwundert, was er damit meine. Durch den Ernst eingeschüchtert, welchen sie zur Schau trugen, schüttelte der Arme nur zweifelnd den Kopf, murmelte eine Entschuldigung für seine Zerstreutheit und spielte mit den Schwarzen weiter. Länger vermochten die Spottlustigen nicht an sich zu halten und lachten, bis ihnen die Seiten schmerzten.

Einen überaus scherzhaften Vorfall erlebte ich mit einem alten Herrn, der jetzt schon zu seinen Vätern versammelt ist. Vor einigen Jahren kam ich nach Reval. Kaum erfuhr mein alter Schachfreund davon, als er auch schon, mit dem Schachbrett unterm Arme

kampfeslustig anrückte. Wir spielten einige Partien und erfrischten uns dazwischen mit dem Trank der Levante. Als es zur Aufstellung einer neuen Partie ging, vermißten wir einen Bauern. Vergebens suchten wir auf und unter dem Tische nach dem Vermißten, er schien wie unter der Erde verschwunden zu sein. Endlich fiel mein Blick auf die geschlossene Rechte meines Gegners. Da mir die Zerstreutheit, welche ihm schon manche Komödie der Irrungen bereitet hatte, wohlbekannt war, lag der Verdacht nahe, daß der vermißte Bauer in seiner Hand stecke. Auf meine Aufforderung öffnete er sie, und was sehe ich? — ein Stück Zucker. Die bestürzte Miene, mit welcher der alte Herr das corpus delicti anstarrte, war so komisch, daß ich laut auflachte. „Wenn Sie den Zucker in der Hand halten, wird der Bauer, den wir suchen, am Ende gar den Kaffee versüßen müssen", scherzte ich, — und wahrhaftig! der Bauer lag in der Kaffeetasse.

Caïssa, Amor und Bachus.

Wir saßen am Theetisch und schlürften den duftenden Trank des himmlischen Reiches, welchen uns die liebenswürdige Hausfrau einschenkte. Es war an einem unserer Schachabende, zu denen wir uns abwechselnd bald bei dem Einen, bald bei dem Andern versammelten, um solchergestalt die Kosten eines

Vereinslokals — unser ganzer Verein zählte nur sechs Mitglieder — zu ersparen. Das Gespräch drehte sich, wie es sich von so eifrigen Jüngern Caïssa's nicht anders erwarten läßt, um das Schachspiel.

— Die Schachspieler sind, alles in allem genommen, recht trockene und ungenießbare Leute, bemerkte einer der Gäste, Dr B.; das ewige Brüten und Grübeln am Brett trägt wenig dazu bei, ihre geselligen Talente zu fördern.

— Das kann ich nur bedingt zugeben, versetzte K., Redacteur an einem unserer Stadtblätter. — Das Spiel selbst ist freilich, der geistigen Concentration wegen, die es verlangt, sowie dank seiner aristokratischen Exclusivität, nicht gerade mittheilsamer Natur, allein, daß die Beschäftigung mit dem Schach für die geselligen Freuden des Lebens unempfindlich mache, scheint mir eine ungerechte Behauptung zu sein. Ich könnte eine Menge Personen namhaft machen, welche in sich selbst den Gegenbeweis darstellen.

— Wir brauchen nur unsere liebenswürdigen Wirthe zu betrachten, um keines weiteren Beweises zu bedürfen, sagte Professor G. galant.

— Solche allzupersönliche Beweisgründe sind in einer sachlichen Polemik nicht statthaft, meinte die Hausfrau lächelnd.

— Ich kann diese Beispiele nur als lobenswerthe Ausnahmen betrachten, nahm der Doktor wieder das Wort, — muß im Allgemeinen jedoch

bei meiner Ansicht beharren. Ist es jemals erhört, daß die eigentlichen Begründer der Geselligkeit, Bachus und Amor, den Schächern hold gewesen seien, die wie die Spinne im Netze ihrer Combinationen sitzen und auf die armen Fliegen lauern, welche mit nichtsahnendem Gesumm in ihr Verderben rennen?

— Und doch kann ich von einem Falle berichten, warf der Hausherr lächelnd ein, — wo Amor und Caïssa im Bunde das Lebensglück zweier Menschen machten.

— Erzählen, erzählen! baten die Gäste.

— Mit Vergnügen! willigte der Hausherr ein. — Allein sollten wir uns nicht lieber in den Salon begeben. Während meine Frau für eine Bowle sorgt, kann ich in aller Gemüthlichkeit mein Garn abspinnen.

Nachdem Alle, außer der Hausfrau, Platz genommen hatten, begann der Gastgeber, wie folgt:

Baron S. verlor seine Eltern früh. Sie hinterließen ihm ein sehr bescheidenes Vermögen, welches gerade zu seiner Ausbildung hinreichte und fast erschöpft war, als er die Universität verließ. Er beschloß sich in R. als Rechtsanwalt niederzulassen. Nachdem er dahin übergesiedelt war, galt sein erster Besuch einer daselbst lebenden Erbtante. Sie war Wittwe, kinderlos, und ihr großes Vermögen mußte voraussichtlich ihm, als ihrem nächsten Erben, zufallen. Die Tante, eine familienstolze, launenhafte Frau, begrüßte ihn freundlicher, als er erwartet hatte, und diese

Freundlichkeit wurde zum Wohlwollen, als sie entdeckte, daß er, außer einem leidlichen Aussehen und erträglichen Manieren, der Kunst des Schachspieles mächtig war. Die Tante war nämlich eine leidenschaftliche Schächerin, welche sich nicht wohl fühlte, wenn sie ihr täglich Partiechen Schach entbehren mußte. Diese für eine Frau seltene Vorliebe hatte sie von ihrem Vater geerbt, welcher seiner Zeit für einen starken Praktiker galt. An dem Spiele mit ihrem Neffen fand die alte Dame soviel Vergnügen, daß sie ihn vermißte und nach ihm schickte, wenn er nicht von selbst kam. So geschah es, daß der gehorsame Neffe ein täglicher Gast seiner Tante wurde, und es gewann den Anschein, als habe die Leidenschaft für das königliche Spiel ihn ganz und gar umgarnt.

Ja, wohl war es eine Leidenschaft, die ihn ins Haus seiner Tante zog, aber Caïssa trug daran keine Schuld. Die alte Dame hatte bei sich ein junges Mädchen, das die Stellung einer Gesellschafterin einnahm. Ein angenehmes Aeußere und ein wohlgebildeter Geist waren nicht die größten Vorzüge, welche dem jungen Manne diese jungfräuliche Erscheinung so liebenswürdig machten. Wer konnte ihrer Geduld und Sanftmuth, mit der sie die tyrannischen Launen und mannigfachen Quälereien der Alten ertrug, Mitgefühl und Bewunderung versagen? Baron S. brachte in Erfahrung, daß sie die Tochter eines kürzlich verstorbenen Offiziers war. Die Mutter hatte sie früh

verloren. Der Vater, dessen Trost und Stütze sie war, konnte ihr bei seinem Tode außer einer tüchtigen Bildung nichts hinterlassen, da er von einer kärglichen Pension gelebt hatte. Unter der großen Anzahl von Mitbewerberinnen um die Stelle als Gesellschafterin fiel die Wahl der alten Dame auf sie; und zwar verdankte sie diese Bevorzugung dem Schachspiel, welches sie ihrem alten Vater zur Liebe erlernt hatte. Hin und wieder, wenn die Tante müde war, oder sich in der Rolle des Kritikers gefiel, spielten die jungen Leute mit einander. Bei der hochmüthigen, adelsstolzen Sinnesart der Alten fiel es ihr nicht im Traume ein, ihr Neffe könne für die Gesellschafterin mehr als eine flüchtige Neigung verspüren, die, wenn es hoch kam, mit einer kleinen Liaison endete. Unterdessen hatten sich die Herzen der jungen Leute gefunden. Als die gestrenge Tante eines Tages unverhofft in den Salon trat, fand sie ihren Neffen vor, der den Arm um das junge Mädchen geschlungen hatte, während ihr Köpfchen an seiner Brust ruhte.

— Herr Neffe, sagte sie, — wenn ich auch liberal genug denke, um in der Liebelei eines Kavaliers mit einer dienenden Person nichts Ungewöhnliches zu sehen, so muß ich mir doch verbitten, daß eine solche in meinem Hause angesponnen werde.

— Frau Tante, erwiderte der Neffe unwillig erröthend, Sie kränken mich und sich selbst mit einem unwürdigen Verdacht, wenn Sie in meinen

Beziehungen zu Fräulein N. etwas Anderes sehen, als die eines Bräutigams zu seiner verlobten Braut.

— Herr Neffe, versetzte sie mit eisiger Kälte, — in der von dir angedeuteten Eigenschaft will und kann ich dich nicht als meinen Verwandten kennen, hoffe aber, daß du dich bei kälterem Blute eines Besseren besinnen wirst. Sie, Mamsell, wandte sie sich zur Gesellschafterin, verlassen augenblicklich ein Haus, das Sie durch Ihre Gegenwart beschimpfen.

Es muß der Alten, welche ihren Neffen in ihrer Art liebte, die Gerechtigkeit gelassen werden, daß sie den Versuch einer Versöhnung mit ihm machte. Da sie aber zum ersten Punkte des Vertrages die Lösung seines Verlöbnisses machte, zerschlug er sich bei der ersten Verhandlung. Ein Jahr später, nachdem es Baron S. gelungen war, eine bescheidene aber sichere Existenz zu begründen, führte er die ehemalige Gesellschafterin seiner Tante als sein geliebtes Weib heim. Jetzt sind seither zehn Jahre vergangen, aber während dieser langen Zeit hat er den Schritt, welcher unter allen Umständen das größte Wagniß des Lebens ist, keinen Augenblick zu bereuen gehabt.

— Und die Tante? forschte der Redacteur.

— Die Tante starb vor einigen Jahren und hinterließ ihr gesammtes Vermögen, laut Testament, verschiedenen milden Stiftungen.

— Herr v. W. sagte Professor G. zum Hausherrn, — vergebt meine Indiscretion! Allein ich

kann das Verlangen, meine Vermuthung begründet zu sehen, nicht unterdrücken. Sollte der Held dieser Erzählung und unser verehrter Gastgeber nicht eine und dieselbe Person sein?

Lächelnd bestätigte es der Hausherr und fügte hinzu: — Heute feiern wir unseren zehnjährigen Hochzeitstag.

In diesem Augenblick trat die Hausfrau ein, von dem Dienstmädchen gefolgt, das die rauchende Bowle trug. Die Gläser wurden gefüllt. Der Doktor, welcher den Anlaß zur Polemik über die Schachspieler gegeben hatte, erhob sein Glas und sagte, sich vor der Hausfrau verbeugend:

— Gnädige Frau! Von meinem Vorurtheil, als seien die Götter der geselligen Freuden den Schächern abhold, bin ich völlig bekehrt worden. Ihr Gemahl hat mich belehrt, wie gut sich Caïssa und Amor mit einander vertragen, und ich bedaure nur, daß ich als alter, eingefleischter Junggeselle keine Hoffnung habe, den Segen dieser Eintracht an mir selber zu erfahren. Dafür aber wird mir das Glück zu theil, in Gott Bachus Gabe die Gesundheit unserer liebenswürdigen Wirthe zu trinken.

Der Schachgigerl.

Wer kennt die köstliche Blüthe nicht, welche die Modethorheit der Mit- und Nachwelt zur wohlthätigen Zwerchfellerschütterung geschaffen hat, — wer weiß nicht, was ein Gigerl ist? Da stolziert er, vom Bewußtsein getragen, Gegenstand des Neides der Männerwelt und der Bewunderung des schönen Geschlechts zu sein. Das winzige Hütchen bedeckt kaum den Scheitel und wird in seiner einsamen Höhe dennoch fast von dem riesigen Hemdekragen erreicht, den eine brennend rothe Cravatte liebevoll umschließt. Das kurze Röckchen wird zum größten Theil von einem noch kürzeren, dafür aber sackförmigen Paletot bedeckt. Die weiten Beinkleider sind trotz der sauberen Straße aufgekrempelt und lassen die rothen Strümpfe sehen. Die riesigen Schnabelschuhe erinnern an die Schneeschuhe der Eskimos. Bald hätten wir das unvermeidliche Monocle und den Knüppel vergessen, welcher graciös aus der Seitentasche des Paletots in die Höhe ragt. — Man kann sich nun denken, wie freudig überrascht ich war, als ich eine Spielart dieser merkwürdigen Species vom genus humanum kennen lernte, welche mich belehrte, daß man Unrecht thut, wenn man dem Schach alle Gemeinschaft mit dem Strome des gesellschaftlichen Lebens abspricht. Ich sah einen — Schachgigerl, und noch heute fühle ich den unwiderstehlichen Reiz zu lachen, wenn ich an

den Augenblick meiner ersten Begegnung mit ihm zurückdenke. In seinem ganzen Aufzuge der echte Gigerl, trug er Wäsche, auf deren weißem Grunde sich farbige Schachfigürchen hervorhoben, eine Cravatte, auf der mit Seide ein Thurm gestickt war, und Manschettenknöpfe in Gestalt von Schachbrettern. An seiner Uhrkette baumelte ein ganzes Bündel Petschafte, die alle zum Kopfe Schachfiguren hatten. Das Beinkleid war abwechselnd mit schwarzen und weißen Quadraten gemustert, und die sorgfältig gekräuselten Löckchen an beiden Schläfen hatten die Form von Pferdeköpfen, also Springern. Natürlich stellte auch der Kopf seines Knüppels eine Schachfigur aus Elfenbein dar. Er war ein eifriger Verehrer des königlichen Spieles, das er „jottvoll" fand; alle äußeren Embleme desselben aber, die er gleich Amuleten an seinem Leibe trug, vermochten nicht, ihn gegen beständige Niederlagen „fest" zu machen. Ein Witzbold meinte, er gleiche der Speisekarte mancher Restaurants, wo die leckersten Gerichte — man kann bestellen, was man will — eben ausgegangen sind.

Von so ausgeprägtem Charakter wie diesen hoffnungsvollen Jüngling habe ich in der Folge keinen Schachgigerl mehr angetroffen, dafür aber an dem Einen und Anderen Züge wahrgenommen, die unter das Schachgigerlthum registrirt werden können. So kannte ich einen, der vom Schachspiel so viel verstand wie ein Esel von Austern, aber mit Vorliebe von

seiner Leidenschaft für dieses geistreiche Spiel sprach und Winke fallen ließ, daß er so manchen Sieg erfochten habe, dessen sich zu rühmen ihm die Bescheidenheit verbiete. Ein Anderer trug stets ein Taschenschachspiel bei sich, welches mit dem Herzogthum Sancho Pansa's gemein hatte, daß es nur zum Scheine da war. Ein Dritter ließ sich in den Schachclub aufnehmen, nur um sich rühmen zu können, daß er auch ein Freund geistiger Genüsse sei, denn noch Niemand hatte ihn spielen sehen, und es wurde geradezu behauptet, er kenne nicht einmal den Gang der Schachsteine.

Amelung wußte mir einen ergötzlichen Vorfall mit einem wunderlichen Gliede der edlen Schachzunft zu erzählen. In dem Gasthause eines kleinen Städtchens, das er auf einer Reise passirte, erkundigte er sich beim Wirthe, ob es daselbst keine Schachspieler gebe. „Da unten in der Gaststube", versetzte der würdige Herbergsvater, „trinkt eben einer sein Morgenschöppchen. Der muß im Schachspiel ein wahrer Eisenfresser sein, hat er doch, wie er mir betheuert, schon manchen unter gekriegt, welcher das Schach besser als seine Tasche kennt." „Das machte mich neugierig", lassen wir Amelung mit seinen eigenen Worten erzählen. „In der Gaststube traf ich einen kleinen, dicken Mann mit einem jovialen, rothen Gesichte, kleinen, schelmisch-zwinkernden Augen und einer ungeheuren Glatze, die nur im Nacken durch

einige schüchterne Behaarungsversuche begrenzt wurde. Meine höflich vorgebrachte Herausforderung zu einem „Gange" lehnte er anfangs ab, ließ sich aber, als ich eine Flasche Wein nebst zwei Gläsern bestellte, erweichen, und die Partie begann. Zu meinem Erstaunen nahm ich wahr, daß mein Gegner, der die Schwarzen führte, jeden meiner Züge nachahmte. Um ihn auf die Probe zu stellen, postirte ich meine Dame so, daß ich ihm im nächsten Zuge matt drohte. Richtig, er vollführte mit seiner Dame dasselbe Manöver. „Matt!" sagte ich, indem ich den vor dem feindlichen Könige stehenden Bauern mit der Dame nahm. Ich mußte laut auflachen, als er unbeirrt mit seiner Dame auch meinen König matt setzte. „Lassen wir die Schachsteine ruhen!" sagte ich; „ich glaube, daß wir uns beim Pokuliren besser verstehen werden. Ohne sich durch meinen Heiterkeitsausbruch im Geringsten gekränkt zu fühlen, ging mein Schachgegner auf den Vorschlag zur Güte ein und setzte dem Weine so tapfer zu, daß meine Voraussetzung, er verstehe sich auf das Trinken besser als auf das Schachspielen, sich als völlig richtig erwies und ich eine zweite Flasche kommen ließ. Unter dem zungenlösenden Einfluß der Bachusgabe wurde er gesprächig, vertraulich und gestand mir endlich, daß er vom Schachspiel nichts weiter als die Züge kenne, und auch die „nicht so ganz".

Schließlich muß ich eines Gigerlthums im Schach Erwähnung thun, welches sogar in den Schachblättern

sein Wesen zu treiben beginnt. Es erscheinen nämlich von Zeit zu Zeit Partien von wahrhaft bestrickender Eleganz und Schönheit, — Partien, von denen jede einzelne eine solche Fülle von überraschenden, hochfeinen Opferkombinationen enthält, wie wir sie kaum in einem Dutzend Meisterpartien, wenn wir auch alle ihre glänzenden Strahlen in einem Brennpunkte vereinen, aufzufinden im Stande sind. Es ist nun nichts natürlicher, als die Annahme, der Schachspieler, welcher solche Partien aus dem Aermel schüttelt, müsse eine der Schachwelt wohlbekannte und bewunderte Größe sein. Dem ist aber nicht so. Der betreffende „Genius" ist bei der Schachbörse durch nichts als durch einen hochtrabenden Titel accreditirt und da läßt sich der Verdacht nicht unterdrücken, ja er wird zur Ueberzeugung, daß es sich hier um eine poetische Licenz handelt und der Autor etwas als selbst Erlebtes erzählt, was er mit Hilfe seiner oder fremder Phantasie componirt hat.

Doch es sei genug des Guten! Wo Eitelkeit und Thorheit einen Bund schließen, hat die Weisheit zu lachen!

Der Schachclub.

O du frische, fröhliche Burschenzeit! Wenn ich an dich zurückdenke, wird mir das Herz warm; über die mürrischen Runzeln und Falten, welche Alter und Sorgen in meine Stirn gegraben, fährt liebkosend und glättend die weiche Hand einer schönen Vergangenheit, und der Hausschlüssel, den ich in die Tasche stecke, um meinen Ausgehabend mit einigen Jugendfreunden höchst solide zu verbringen, blinzelt schelmisch, als ahnte er, daß er um die Bürgerstunde, wie es sonst zu sein pflegt, nicht wieder am Nagel hängt. So es eine Poesie im Leben giebt, bist du es, überschäumende Jugendlust, — zwar keine elegisch-weiche, lyrisch-zarte, wie sie zierlich und sauber in Goldschnitt und farbigen Umschlag gebunden wird für höhere Töchter und sonstige empfindsame Seelen, — nein, deine titanische Genußsucht, deine wilde Ungebundenheit, deine genialischen Sprünge mahnen an den Abschnitt der deutschen Literatur, welcher die Sturm- und Drangperiode genannt wird. Ja, Sturm und Drang gab es unter uns Söhnen der alma mater genug, und wir reimten auf das Zeitwort studiren häufiger poculiren, commerschiren und duelliren, als es für die Poesie und uns selbst gut war. Allein nicht umsonst lautet das Sprüchlein: „Decken den Scheitel auch silberne Haare, vivant des Burschen verjubelte Jahre!" Mag auch der Splitterrichter über den Leichtsinn

seufzen, welcher die schöne Zeit vergeudet, anstatt studiis obsequi, — die Erinnerung an ihn macht das alte Herz wieder jung, zumal wenn man sich sagen kann, daß der gährende Most sich zum firnen Weine geklärt hat.

Unter den mannigfachen Zerstreuungen, mit welchen sich der Musensohn das Studium ehrwürdiger Schmöker versüßte, gehörten auch die Spritzfahrten, d. h. Ausflüge auf die „Länder" oder in ein benachbartes Städtchen. Letztere waren mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft. Da man, um die Stadt der Gelehrsamkeit auf Tage zu verlassen, eines Urlaubes bedurfte, der Prorector aber unliebenswürdig genug war, solche Spritzfahrten während des Semesters für unzulässig zu halten und deshalb den Urlaub zu verweigern, so sahen sich die wißbegierigen Musensöhne genöthigt, ihre Bildungsreisen ohne Genehmigung des Herrn Prorectors anzutreten. Solches zog nun wieder die unangenehme Folge nach sich, daß die Schuldigen, wenn ihre Uebertretung der „Vorschriften für Studirende" zu Ohren der hohen Obrigkeit kam, in der Einsamkeit des Carcers Gelegenheit hatten, über den Wechsel alles Irdischen Betrachtungen anzustellen.

Eines schönen Morgens saß ich an meinem Arbeitstische, über den Pandecten brütend und dabei die spitzfindigen Glossen sammt ihren Urhebern dahin wünschend, wo der Pfeffer wächst, wo den Papinians, Trebonians und anderen Jans die Lust vergangen wäre,

einem armen Bruder Studio das Leben sauer zu machen.

Da ging die Thür auf und herein stürmten drei Commilitonen. „Purzel", schrien sie, „Du mußt mit! Pack Deinen Schwalbenschwanz, wenn er noch nicht bei Kahn hängt, in den Koffer, nimm' von Dorchen (meine ehrwürdige Löffeline) gerührt Abschied und wickle Dir den dicksten wollenen Shawl von Muttern um den Hals: — es geht an den Nordpol!"

So schlimm war es nun freilich nicht, wenn die Reise auch in der That nach Norden, in das etwa fünfzehn Meilen entfernte Städtchen P., gehen sollte. Mein schüchternes Bedenken, welches das in verzweifelter Nähe drohende Examen und eine trostlose Leere meines Portemonnaies betraf, wurde kategorisch verworfen, letzterer Uebelstand durch eine Anleihe bei besagtem menschenfreundlichen Herrn Kahn beseitigt, — und drei Stunden später verließen wir unsere geliebte Musenstadt.

Der Grund, welcher meine Reisegefährten zu dieser Expedition veranlaßte, war in Kürze folgender. Einer von ihnen hatte durch seine Angebetete, eine Tochter der guten Stadt P., die Mittheilung erhalten, daß in der Muße ihrer Vaterstadt ein Ball stattfinden werde, zu welchem sie ihn ersuchte, einige flotte Tänzer mitzubringen. In letzter Eigenschaft war ich freilich nicht zu brauchen, denn die Dame Terpsichore hatte meine schüchternen Versuche, ihre

Huld zu gewinnen, stets mit dem vollen Anblick ihrer Rückseite belohnt. Jedoch wußten meine Freunde, daß ich kein Spielverderber war und zu allen Gelegenheiten, wo was los war, eine gute Dosis Humor und Laune mitbrachte.

Am nächsten Morgen in der Frühe langten wir wohlbehalten in P. an. In glänzender Toilette, mit Schwalbenschwanz und chapeau claque, begaben wir uns auf den Ball, der glänzend genug war, um den Ehrgeiz der guten Bürger von P. zu befriedigen. Der Tanzsaal war durch ein Dutzend Tannenbäumchen, grüne Guirlanden über den Thüren und unterschiedliche Töpfe mit Blumen und Blattpflanzen in einen wahren Blumengarten verwandelt worden. Ein Kronleuchter mit ich weiß nicht wie viel Stearinkerzen strahlte ein Meer von Glanz aus, und in diesem Meere kreiste, schleifte, hüpfte, wirbelte ein fröhliches Durcheinander. Schwarze Fracks mit weißer Halsbinde, unter welchen sich eine glänzende Uniform wie ein Buntspecht unter einem Schwarme Raben ausnahm; rosa, weiße, himmelblaue, meergrüne Roben, dazu Bänder, Schärpen und Schleifen in allen möglichen Farben, — die Augen gingen einem über. Auf einer Art Chor unter der Saaldecke saß das Orchester, bestehend aus drei Geigen, einer Flöte, einer Clarinette und dem unvermeidlichen Baß. War die Luft unten schon zum Ersticken schwül, wie mußte sie erst oben sein? Der Clarinettist, ein Herr mit apo-

plektischer Beanlagung, sah im Gesichte blauroth aus, und ich konnte mich des beunruhigenden Gedankens nicht erwehren, daß er noch vor Ende des Balles als Opfer der Pflichterfüllung am Schlagfluß sterben werde. Die Hitze nöthigte mich zur Flucht. Ich verließ den Ballsaal, um gemäßigte Regionen aufzusuchen. Im Billard und Kartenzimmer war es noch schlimmer. Zu der Hitze, die auch hier herrschte, kam ein die Augen beizender Tabaksqualm. Endlich gelangte ich in's Lesezimmer. Es war leer; nur in einer Ecke saß ein Paar beim Schachspiel. Freudig erstaunt trat ich näher. Während ich in einer auf dem Lesetisch liegenden Zeitschrift blätterte, gelang es mir von Zeit zu Zeit unbemerkt einen Blick auf die Kämpfenden und das Schlachtfeld zu werfen. Ein ältlicher kleiner Herr mit einem blassen, ängstlichen Gesichtchen saß einer großen Dame von majestätischem Wesen gegenüber. Die große, spitze Nase und die zusammengekniffenen Lippen mit den herabhängenden Mundwinkeln verliehen ihrem Gesichte etwas Scharfes Säuerliches. Auf dem Kopfe trug sie einen turbanähnlichen Aufsatz, der sich ganz kriegerisch ausnahm. Dieser Eindruck wurde durch das stattliche Schnurrbärtchen, welches ihre Oberlippe zierte, nicht abgeschwächt. Der kleine Herr war offenbar am Zuge. Er fuhr mit der erhobenen Rechten auf dem Schachbrett umher, rückte bald an der einen, bald an der anderen Figur und hüstelte dazwischen unschlüssig.

— Ich glaube, Sie sind am Zuge? ließ sich seine Gegnerin spitzen Tones vernehmen.

— Bitte tausendmal um Entschuldigung, Frau Syndicus, versetzte er, allein es ist so schwer, einen passablen Zug zu finden. Sie haben mich so eingeengt, daß . . . Nun, gleichviel, unterbrach er sich selbst, es komme, wie es wolle, ich ziehe den Springer; Schach!

Die majestätische Dame zog ihren König.

— Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, sagte das kleine Männchen, so steht Ihre Dame en prise.

— Was? Meine Dame? Richtig! Das hatte ich übersehen. Nun, da muß ich anders ziehen.

Was sie aber auch ziehen mochte, die Dame war und blieb en prise

— So leid es mir auch thut, Frau Syndicus, bemerkte der Urheber ihrer Calamität mit einem Tone, der nicht ganz frei von Schadenfreude war, — Sie müssen sich in's Unvermeidliche ergeben. Die Dame ist verloren.

— Das sehe ich nicht ein, versetzte die Majestätische ironisch. — Sie müssen einen anderen Zug machen. Ohne meine Dame durch ein vorhergehendes „Gardez" gewarnt zu haben, dürfen Sie dieselbe nicht nehmen, Secretärchen.

— Aber, geehrteste Frau Syndicus, das warnende Gardez ist nur dann von Belang, wenn die angegriffene Dame sich retten kann; hier aber ist es gar nicht möglich, wagte das Männchen zu entgegen.

— Und ich sage ihnen, daß es ganz gleich ist, unterbrach sie ihn peremptorisch. Sie sind am Zuge.

Seufzend ergab sich der Gemaßregelte in's Unvermeidliche und that einen anderen Zug. Die Dame war gerettet.

Sie spielten schweigend weiter.

— Was soll das heißen? hörte ich plötzlich die Beturbante mit beträchtlicher Schärfe bemerken. Wie dürfen Sie meinen Bauern mit dem Ihrigen schlagen, der neben ihm steht?

— Es geschieht en passant.

— Was ist denn das schon wieder?

— Eine bekannte Regel im Schachspiel.

— Die Sie sich wohl für den Privatgebrauch zurecht gelegt haben? Ich spiele doch schon an die dreißig Jahre Schach, aber von dieser sauberen Regel habe ich bisher noch nichts vernommen.

Der Kleine rückte auf seinem Stuhle hin und her und schien etwas erwidern zu wollen, bedachte sich aber eines Besseren, und der Friede war wieder hergestellt. Das en passant unterblieb natürlich.

Verehrte Frau Syndicus, — ließ sich nach einer Weile die Stimme des Friedfertigen vernehmen — Ihr König hat schon gezogen, darf also nicht mehr rochiren.

Wieder was Neues! Wie kann er gezogen haben, da er noch auf seinem Platze steht?

Er hat zwei Mal gezogen, ein Mal auf das Feld der Dame und dann wieder zurück. Sie erinnern sich, Frau Syndicus, daß ich ihn durch die Schachs mit meinem Springer dazu zwang?

Ach, Schnickschnack! Er steht wieder auf seinem alten Platze und darf daher auch rochiren; das kann ein Kind einsehen.

Diesmal, vielleicht durch die zufällige Begegnung unserer Blicke dazu gereizt, wurde der kleine Mann rebellisch und murmelte etwas von feststehenden Regeln, willkürlichen Veränderungen derselben u. dergl. Allein ein drohendes: „Herr Secretär, ich erwarte ihren Gegenzug," rief ihn zu seiner Pflicht zurück.

Das Spiel nahm seinen Fortgang, bis zwei junge Dämchen, welche ihre Aehnlichkeit mit der majestätischen Dame nicht verleugnen konnten, in's Zimmer hüpften und ihre Mutter in irgend welcher wichtigen Angelegenheit abriefen. Sie ging mit der Bemerkung, daß sie die Partie sicher gewinnen würde, wenn ihre mütterlichen Pflichten sie nicht am Weiterspielen verhinderten.

Der kleine Herr, welcher die Damen mit einer Verbeugung hinausgeleitet hatte, nahm aus seiner silbernen Tabaksdose eine Prise und schielte über seine Brille hinweg prüfend nach mir hin. Es lag darin eine indirecte Aufforderung zu einer näheren Bekanntschaft, und ich kam derselben nach.

Gestatten Sie mir, Herr Secretär, begann ich, auf ihn zutretend, mich Ihnen vorzustellen, ich bin der Studioses N. aus D.

Sehr angenehm versetzte der Kleine und reichte mir freundlich die Hand. — Hm! auch Schachspieler?

Ein wenig versetzte ich.

Schön! da können wir gleich ein Partiechen machen, wenn Sie nichts dagegen haben.

Ich hatte nichts dagegen. Als wir mit unserem Schachpensum fertig waren, erfuhr ich, daß es in P. einen Schachclub gebe, zu dessen Vorstande er gehöre. Wenn ich ihm die Ehre schenken wolle, den Club zu besuchen, so hätte ich schon morgen, an ihrem Vereinsabende, die Gelegenheit dazu.

Am folgenden Abend war ich mit meinen Reisecumpanen in ein Philistér geladen. Ich ließ mich entschuldigen und ging in den Schachklub, der sein Domicil in einem Wirthshause aufgeschlagen hatte. In einem geräumigen Zimmer sah ich eine Anzahl Herren, von denen die meisten Schach spielten, während zwei, drei zusahen. Ich fand meinen Bekannten vom gestrigen Balle bereits vor. Er saß am Schachtisch einem ältlichen Herrn gegenüber, dessen straffe, militärische Haltung auch im Civil den alten Soldaten verrieth. In der Folge erfuhr ich, daß es ein verabschiedeter Oberst war, der sein in der Nähe der Stadt gelegenes Landgütchen selbst bewirthschaftete. Nachdem ich noch

einigen anderen Herren vorgestellt worden war, nahm ich am Tische Platz, an welchem der Secretär mit dem Obersten spielte. Der Letztere saß kerzengrade und rauchte aus einer mächtigen, silberbeschlagenen Meerschaumpfeife. Die Anfangszüge — die Partie hatte eben begonnen — machte er in würdevollem Schweigen. Als aber die Stellung verwickelt und er warm wurde, begleitete er fast jeden Zug mit einem militärischen Commandowort, als: „Zweites Regiment im Sturmschritt vor!" „Cavallerie zur Attake!" „Die vierte Batterie fährt auf!" Dazwischen summte er eine kriegerische Weise, und als er seinen Gegner matt gesetzt hatte, ahmte er eine Trompetenfanfare nach.

Außer dieser Partie waren noch drei im Gange. Unweit von mir saßen zwei Herren, der Postmeister und der Apotheker, welche ihr abendliches Pensum mit einer müheloſen Behaglichkeit abschnurrten, wie ich nachher niemals etwas Aehnliches gesehen habe. Die Züge folgten auf einander fast a tempo, und obgleich z. B. der Eine die Dame bei besserer Stellung mehr hatte und zudem ebenso gut, oder vielmehr ebenso schlecht wie der Andere spielte, ergab sich letzterer nicht früher, bis er matt gesetzt war. Das Combiniren schien ihnen so wenig Kopfbrechen zu verursachen, daß man danach das Schachspiel als ein wirkliches Erholungsspiel ansehen und Allen empfehlen kann, denen „Hausbrand", „Schwarzer

Peter", „Schweinchen" und andere geistreiche Familienspiele an langen Winterabenden zu anstrengend erscheinen. Das Scherzhafteste dabei waren die Bemerkungen, mit denen ein daneben sitzender „Schachbummler" die Züge begleitete, welche ihm wichtig genug dafür schienen. Wie ich nachher erfuhr, war es der Rentmeister, welcher selbst fast niemals spielte, aber für einen großen Theoretiker und Kritiker vor dem Herrn galt. Als der Apotheker eine scheinbar vertheidigungslos dastehende Figur seines Gegners wegschnappte, ließ der Kritiker ein ermunterndes: „Stark gespielt!" vernehmen, obgleich dadurch im nächsten Zuge die Dame verloren ging. Von ähnlichem Werthe waren die übrigen Bemerkungen, welche eine vorwiegend optimistische Färbung trugen. Bei der Hurtigkeit, mit welcher die Züge aufeinander folgten, so daß sie sich dabei schier auf die Fersen traten, und bei der langsamen, bedächtigen Sprechweise des Glossators geschah es gewöhnlich, daß die scharfsinnigen Bemerkungen, wie z. B.: „Ganz mein Zug", oder „So spielt man in Venedig", zu spät und darum an die unrechte Stelle kamen, was jedoch den Werth derselben durchaus nicht beeinträchtigte.

An einem dritten Tische saß ein vierschrötiger, untersetzter Mann mit einem wettergebräunten, überaus jovialen Gesichte. Ich erfuhr nachher, daß es ein früherer Schiffscapitän war, der sich in seiner Vaterstadt zur Ruhe gesetzt hatte. Man konnte sich

nichts Gemüthlicheres denken, als ihn, wenn er das neben ihm stehende Glas „Steifen" zum Munde führte und über den Rand desselben seinen Gegner schelmisch anblinzelte. Wie sich von seinem früheren nautischen Berufe erwarten ließ, spickte er seine Rede mit einer Anzahl seemännischer Ausdrücke. Es wurde in der Partie der Anker gelichtet, geluvt, gebraßt, lavirt, die Flagge gehißt, die Breitseite gegeben, und Gott weiß was noch. Das Spaßhafteste war, daß er in gedrückter Lage leise zu pfeifen begann, wie es die Seeleute zu thun pflegen, um bei Windstille eine frische Brise hervorzulocken.

Sein vis-à-vis — Gewürzkrämer seines Zeichens — war eines jener vom Mißgeschick verfolgten Wesen, denen das Butterbrod stets auf die Butterseite fällt. In der Ehe mit seiner einstmaligen Principalin hatte er längst verlernt, einen eigenen Willen haben, und betrieb, wie die Spottsucht behauptete, das Schachspiel so eifrig, weil er sich hier in der glücklichen Lage sah, seinen Willen geltend zu machen. Allein das Mißgeschick verfolgte ihn auch im Schach. Wenn es ihm gelang, einen Bauern zu erobern, so geschah es auf Kosten eines Offiziers; wenn er schon von Sieg träumte, wurde er matt, und war ihm der Gegner machtlos in die Hand gegeben, durfte er nur den Finger heben, um ihn zu vernichten, so setzte er ihn unversehens pat. Mit einem Wort, sein Schachspiel glich einer Reise, welche

stets dort endete, wohin zu kommen gar nicht in seiner Absicht lag. Das verminderte indessen nicht seinen Eifer für das königliche Spiel. Er gehörte zu den regelmäßigen Besuchern des Schachklubs und war bei Allen wohlgelitten.

An einem vierten Tische endlich saßen zwei Herren, die durch ihre Erscheinung meine ganze Aufmerksamkeit fesselten. Der eine war ein langer, hagerer Mann von dunkler Gesichtsfarbe und pechschwarzem, kurz geschnittenen Haar, das borstengleich in die Höhe starrte. Sein cholerisches, galliges Temperament verwickelte ihn in häufige Streitigkeiten und der Ruf eines Kampfhahnes, der ihm vorausging, war ein wohlverdienter. Seine Stellung als Polizeirath trug nicht gerade dazu bei, sein rechthaberisches, nörgelndes Wesen zu verbessern. So kam es denn, daß man seine Gesellschaft nach Möglichkeit vermied, und es fiel ihm mitunter schwer genug, im Schachklub einen Partner zu finden. Der Einzige, welcher seine Aufforderung zu einer Partie Schach stets annahm, war sein heutiger Gegner. Wenn der Spruch wahr ist: „Ein dicker Mensch, ein guter Mensch", so mußte dieser eine Seele von Mensch sein. Die Leibesfülle, welche ich vor mir sah, erinnerte an den fetten Ritter in der Schänke zum „Wilden Schweinskopf". Der Dicke — er war Buchhalter in einem Handlungshause in P. — strafte das Sprichwort nicht Lügen. Er zeichnete sich eben-

so durch Verträglichkeit und Langmuth aus, wie der cholerische Polizeirath durch Krakehlsucht. Da er niemals den Fehdehandschuh aufnahm, den ihm der streitsüchtige Gegner oft genug hinwarf, so vertrugen sie sich ganz gut mit einander.

Der Polizeirath war eben erst gekommen, und so hatten sie noch nicht Zeit gehabt, ihre Partie zu beginnen. Als die Figuren in Schlachtordnung aufgestellt waren, zog der Buchhalter ein Paar mächtige wollene Faustschuhe hervor und stülpte sie sich kaltblütig über die Hände.

— Was Teufel machen Sie da, Kleber? fragte ihn der Polizeirath erstaunt.

— Ich ziehe mir, wie Sie sehen, Handschuhe an.

— Handschuhe? Wer trägt im Zimmer Handschuhe, und dazu noch solche Ungeheuer aus Wolle, als wenn hier Eisbären ihr Casino hätten?

— Ich thue es, wertheſter Herr Polizeirath, wegen des kitzlichen pièce touchée, pièce jouée. Habe ich die Handschuhe an, so muß ich stets daran denken.

— Ha, ha! lachte der Schwarze. — Sie sind toll, Kleber, toll wie ein Märzhase. Na, gleichviel! Schmeißen Sie nur andere Figuren nicht um, wenn Sie eine ziehen!

Der Polizeirath nahm es mit der Regel, daß die berührte Figur gezogen werden muß, so genau und pflegte über das „Umherfuscheln" auf dem Brett so viel zu krakehlen, daß die Vorsicht des Dicken verständlich war. Allein der warnende Unken-

ruf des pessimistischen Rathes war nicht umsonst gewesen. So behutsam es der Dicke auch anstellen mochte, er warf mit den ungeschlachten Fäustlingen bald die eine bald die andere Figur um, und als er hastig bemüht war, wieder einmal einer umgefallenen auf die Beine zu helfen, stieß er mit dem Knie so unsanft an den Tisch, daß die Hälfte beider Armeen zu Boden stürzte.

— Da haben wir die Bescheerung! zeterte der Polizeirath. — Es ist ein wahres Kreuz, wenn ein Mensch so täppisch ist. Jetzt liegt alles wie Kraut und Rüben durcheinander, und kein Morphy vermöchte das wieder in Ordnung zu bringen. Meine Partie stand so schön! Ich war eben dabei, einen Rochadeangriff zu beginnen, der Ihnen den Hals gekostet hätte, — und jetzt alles futsch! Daß Sie, wenn auch nichts Anderes, so doch wenigstens Ihre Extremitäten zu regieren verstünden.

Der Dicke stammelte eine Entschuldigung.

— Ach, Papperlapapp! eiferte der Polizeirath. — Thuen Sie Ihre Ungethüme von den Händen und geberden Sie sich nicht wie ein Eskimo, dem sein Thran ausgelaufen ist!

Der Gescholtene barg die Urheber der Verwirrung in der Tasche, die Figuren wurden von Neuem in Schlachtordnung gestellt und eine neue Partie begann.

Ich hatte mir einen Schachklub stets als einen Ort vorgestellt, der es an andächtiger Stille mit

einer Kirche aufnehmen könne, und war höchlich überrascht, von allen Seiten eine so ungezwungene Unterhaltung zu vernehmen.

Während ich noch solche Betrachtungen anstellte, ging die Thür auf, und in's Zimmer trat — man kann sich meine Bestürzung vorstellen — keine geringere Person als mein Prorector. Wäre es ein Geist gewesen, er hätte mir nicht unerwarteter kommen können. Ich wußte wohl, daß er Verwandte in P. hatte und sie in den Ferien ab und zu besuchte, aber jetzt, im Semester, — was hatte er hier zu suchen? und versäumte er darüber nicht in unverantwortlicher Weise seine Pflichten als Prorector?

In der ersten Bestürzung dachte ich an Flucht, sah aber augenblicklich die Unzulässigkeit eines solchen Versuches ein. Wenn es mir auch gelang, durch die einzige Thür unbemerkt zu entwischen, so wäre meine Flucht doch nicht unbemerkt geblieben. Während ich mich vergeblich nach Rettung umsah, entledigte sich der Gefürchtete seines Mantels und trat, begrüßt von einigen Anwesenden näher. Jetzt fiel sein Blick auf mich. Der Secretär stellte mich vor.

— Habe die Ehre, den Herrn schon zu kennen, ließ sich der Prorector mit einem malitiösen Lächeln vernehmen.

Wie viel Tage Carcer wird mir diese Ehre eintragen? dachte ich bei mir.

— Wenn die Herren nicht müssig zuschauen wollen, während wir im Schweiße unseres Angesichts

combiniren, so steht das Handwerkzeug parat, sagte der Secretär und wies nach einem noch unbesetzten Tische hin.

— Ich denke, wir versuchen es auch einmal auf diesem Gebiete, meinte der Prorector mit demselben fatalen Lächeln.

Auf einem anderen Gebiete, d. h. in Klagesachen meiner Gläubiger und anderen unliebsamen Angelegenheiten, waren wir leider nur zu häufig zusammengetroffen.

Natürlich beeilte ich mich, den schmeichelhaften Vorschlag zu acceptiren. Wir setzten uns und begannen den Kampf. Ich überlegte, ob die Klugheit mir nicht gebiete, die Siegespalme an ihn fallen zu lassen, und war schon dazu entschlossen, als mir zum Unglück eine verlockende Opfercombination in die Quer kam. Ich hätte kein richtiger Schächer sein müssen, um dieser Versuchung zu widerstehen. Ueber die interessanten Verwickelungen, welche die Partie nach vollbrachtem Opfer darbot, vergaß ich alle Vorsätze der Klugheit. Ich gerieth in eine wahre Berserkerwuth, aus der ich nicht früher erwachte, bis mein Gegner schachmatt war.

Die Wolke auf der Stirn meines unterlegenen Feindes rief mir die Gefahr in's Gedächtniß zurück, die ich durch diplomatische Künste hatte bannen wollen. Meine unüberlegte Hitze hatte alles verdorben! Nein. noch nicht alles. Der Herr Pro-

rector stellte seine Soldaten wieder in Schlachtordnung. „Revanche pour Pavia!“ Na, diesmal wollte ich mich schon vorsehen. Aber der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und wer weiß, ob der furor bellicosus nicht abermals über die weise Einsicht gesiegt hätte, wäre nicht der Lebensfaden meines Königs durch ein unvorhergesehenes Matt durchgeschnitten worden.. Die nächste Folge dieses Ereignisses war, daß das Antlitz des gestrengen Herrn Prorectors von einem Lächeln befriedigten Ehrgeizes erhellt wurde. Ich hatte die Geistesgegenwart, ein Compliment über das „ebenso schöne als versteckte“ Matt anzubringen, das meinem Leiden ein Ende gemacht, denn lange hätte ich mich keineswegs halten können u. s. w. Aus dem Lächeln wurde ein breites, behagliches Schmunzeln. Ich sah mich um. Wir saßen von den Uebrigen etwas entfernt. Wenn ich die Stimme dämpfte, brauchte ich nicht zu fürchten, belauscht zu werden. Jetzt oder nie! dachte ich. Das Eisen muß geschmiedet werden, so lange es noch heiß ist.

— Herr Prorector werden sich mit Recht gewundert haben, begann ich mit züchtig niedergeschlagenen Blicken, mich hier anzutreffen. Allein wichtige unaufschiebbare Geschäfte haben mich gezwungen urplötzlich die Reise zu machen. Ich fand keine Zeit, den Herrn Prorector um Urlaub zu bitten.

— Ja, ja, ich kenne diese wichtigen, unaufschiebbaren Geschäfte, bemerkte der Prorector kaustisch. Es sind wohl dieselben, welche Ihre Herren Commilitonen hergeführt haben? Nun, ich will diesmal Gnade für Recht ergehen lassen, hoffe aber, setzte er ernsten Tones hinzu, daß vor dem Examen dies Ihre letzte Geschäftsreise sein wird.

Ich stammelte meinen Dank und fuhr dann fort:

— Der Pardon, den mir der Herr Prorector huldvoll gewährt haben, ist nur halb, wenn meine Reisegefährten, die mir bei der Abwickelung meiner Geschäfte hilfreiche Hand geleistet, nicht mit einbegriffen sind.

— Schon gut, schon gut! lachte der Gestrenge. — Theilen Sie ihnen nur mit, daß ich mir fürderhin solche Excursionen gehorsamst verbitte.

Eine Partie mit Redensarten.

Die Schachspieler stehen in dem nicht sehr schmeichelhaften Rufe, ebenso trocken, stumm und langweilig zu sein, wie die Fetische aus Holz oder Bein, welchen sie opfern. Dieses üble Vorurtheil der Laien hat einige Berechtigung, denn man sieht leicht ergötzlichere Dinge, als zwei Menschen, die stundenlang vor sich hinstarren, wobei sie nur ab und zu, wie widerwillig, ein Wörtchen fallen lassen. Allein allen denen, welche geneigt sind, sämmtliche Schächer über denselben Kamm trostloser Oede und Witzlosigkeit zu scheeren, wünsche ich, Zeuge einer Partie zwischen zweien meiner Bekannten zu sein.

Diese beiden würdigen Priester der Schachgöttin machen keinen Zug, ohne ihm einen faulen Witz oder eine kalauernde Redensart anzuhängen. Wenn sie in einem vielbesuchten Café ihre gewohnte Mocca-Partie machen, verfehlt das ergötzliche Geplänkel niemals, einen Kreis von Zuschauern, oder richtiger gesagt Zuhörern, um sie zu versammeln, denn an ihrer Schachkunst ist nicht viel zu schauen. In Folgendem will ich nun versuchen, eine solche Partie mit Redensarten wiederzugeben.

A. (zieht) Nu, man los mit's Geschäft!

B. (zieht) Immer rran, meine Herrschaften!

A. (zieht wieder) Parlewuh frangßeh?

B. (denkt nach) Hm!

A. Nu was? Schanier' dir nich, Schanette! Vermengeliere dir mang die Anderen!

B. (zieht) Bange machen gilt nichts! sagte die Köchin, und da aß sie die Wurst samt der Pelle.

A. (zieht). Gesegnete Mahlzeit! sagte die Trichine und lachte sich ins Fäustchen.

B. (vertreibt den feindlichen Springer). Man drücke sich!

A. (unternimmt einen Angriff) die Hosen stramm, es giebt hier gleich per Bixam! (verliert seinen Springer) Bosheit, dein Name is Pisemeier! Mein armes Springerthier!

B. Schmeckst du prächtig!

A. (gewinnt einen Bauern) Arme Leute kochen mit Wasser.

B (unentschlossen) der Deubel weiß, wie man die Sache corroborieren soll? Es ginge wohl, aber 's geht nicht. Na, was kann dabei sein? (macht einen Zug).

A. (kommt mit der Dame heraus). Man immer los für die Laura, so lang' sie noch jung is!

B. (glaubt den Läufer zu erobern, und büßt die Qualität ein.) Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite, sagte der Frosch, als ihn der Storch verschluckte.

A. Wohin soll ich nun?

B. Mang die Hühner! (gewinnt einen Bauern) Friß, Peter, es sind Linsen!

A. (greift die feindliche Dame an). Uff die Socken, Madamken.

B. (in der höchsten Fistel) Herr Schutzmann, hier wird gedrängelt! (retirirt mit der Königin).

A. (überlegt) Karline, guckst du aus die Luke? (zieht).

B Maulspitzen hilft nichts, hier muß gepfiffen sein! (zieht).

A. (denkt lange nach). Ziehe ich so, so kann die Sache klatrig werden . . .

B. Kellner! eine Matratze für den Herrn, er will hier übernachten!

A. Man immer dusemang! Hitze is jut zur Flohhatz (greift mit dem Bauern zwei Figuren zugleich an) Aut Caesar, aut Stiebelputzer!

B Herrjeh! er kitzelt mir mit der Heugabel! Aber quäle nie ein Thier zum Scherz, denn es kann geladen sein! (unternimmt einen verzweifelten Angriff).

A. (erobert den Läufer) Komm her, kleines Luderchen! du sollst mir schonsten schmecken.

B. (kläglich). Da geht er hin und pfeift nicht mehr! Knusemeier, du bist fürchterlich!

A. Heeren Sie, mein Kutester, ergäben Sie sich und sagen Sie: bader beccavi!

B. Woso ergeben? (nimmt einen Bauern) der hat bei meenen Meester nich jearbeitet!

A. So was is mich Schnuppe! (zieht).

B. (gewinnt einen Thurm). Ai, Herrjehses, das Därmchen soll mir schonsten schmecken!

A. Waih geschrien! Mein armes Thuming ging flia — flöten!

B. Das kommt von der Raffsucht. Strafe muß sein.

A. (seine Stellung hat sich sehr verschlechtert). Was mach' ich nu? Ganz eklig! eine eingeprempste Budike!

B. (schnüffelt) es riecht sengerig. Ein Matt ist in der Luft (zieht).

A. Der Weg zum Matt geht nur über meine Leuche! (zieht).

B. (erobert die feindliche Dame) du, mit de kleene Beene strample nich!

A. (kläglich) Auch du, mein Sohn Brutus raubst, mir meine Ariadne!

B. Schach, kutester Herr Keenig!

A. Weeß Kneppchen, Sie dreten mir ja auf die Hühneraugen!

B. Dhut nichts! ich hab' sie ja dicke Sohlen an die Stiefel. Schach! — Schach! — Schach! — und matt!

A. Nun, wissen Sie, Lieberchen, das war von Anfang an eine ganz verpfuschte Partie! Es ist nur gut, daß ich sie nicht gewonnen habe; ich hätte mir die Augen aus dem Kopf geschämt.

B. Jck bin nich so schanierlich! Wo ick einen kloppen kann, thu' ick's mit dem dicksten Verjnijen; und sei's auch nur von wegen der Motten, die er sich in den Kopp gesetzt hat.

Goldenes A-B-C

für

Artige Schachkinder.

A.

Am dunklen **A**bend brennt man Licht;
Am Schachtisch labt sich **A**mor nicht.

B.

Der **B**ursche läuft der Dirne nach;
Der **B**auerfänger spielt auch Schach.

C.

Der **C**antor singt zum Orgelspiel;
Caïssa hat der Launen viel.

D.

Der **D**ampf legt auf die Brust sich schwer;
Ein **D**oppelbauer hindert sehr.

E.

Die **E**nte schmeckt, wenn sie recht feist;
Das **E**ndspiel kommt zum Schlusse meist.

F.

Man liest nur gern **f**rankirten Brief;
Beim **F**ianchetto geht es schief.

G.

Der Geber erntet Undank oft;
Die Gabel sticht auch unverhofft.

H.

Hetzt Dich zu sehr der Gegner, brauch'
Die List und tritt sein Hühneraug'.

J.

Der Igel heißt auch Stachelschwein;
Der Irrthum ist bald groß, bald klein.

K.

Des Kläffers Schrecken ist der Stock,
Des Königs Trost ein Unterrock.

L.

Der Leichtsinn die Gefahr nicht scheut;
Nicht immer macht ein Läufer Freud'.

M.

Nicht jedes Mädchen Freier hat;
Man hört's nur gern, sagt selbst man Matt.

N.

Die Nase darf verquer nicht steh'n;
Die Nebenlösung ist nicht schön.

O.

Die Odaliske macht nicht Pein;
Nicht jedes Opfer bringt was ein.

P.

Ist die Partie gar ernst und schwer,
So nimm ein Purgativ vorher.

Q.

Der Quästor war im Rechnen stark;
Fall' ja nicht 'rein auf jeden Quark!

R.

Spähst Du umsonst nach Rettung, — sieh',
Dann biet' dem Gegner an Remis!

S.

Die Schwimmkunst meist im Wasser frommt;
Der Schächer manchmal spanisch kommt.

T.

Streb' auf Turnieren stets nach Sieg,
Und kommt's nicht aus, so tröste Dich!

U.

Die Unke klagt am Wiesenquell;
Die Schach-Uhr läuft verzweifelt schnell.

V.

Der Versifex liebt sehr den Reim;
Der Vorsichtige flieht den Leim.

W.

Die Wanze pilgert nur bei Nacht;
Ob Weiß, ob Schwarz, — gewinn' die Schlacht!

X.

Xanthippens Zunge hielt nicht Ruh',
Dem Gegner mach' ein X für'n U!

Y.

Den Ysop mag sogar kein Wurm;
Held Ypsilanti saß im Thurm.

Z.

Der Zeisig singt sein Liedchen schlicht;
Zum Zugzwang brauch' die Fäuste nicht!

Buchdruckerei des „Rigaer Tageblatt" (W. Scheffers)